Lit. hist. V. Qu. in 100 ve 3

XXXIII.

Jahresbericht

über das

Städtische Gymnasium

zu

KATTOWITZ

Ostern 1904.

Inhalt:

Schulnachrichten.

Vom Direktor Professor **Dr. Georg Hoffmann.**

Gesondert wird ausgegeben:

Über einige der hervorragendsten Romane des 19. Jahrhunderts. II.

Von Oberlehrer **Franz Hacks.**

folge

KÖNIGLICHE UND UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BRESLAU.

1904. 3208.

1904. Progr.-Nr. 228.

KATTOWITZ.

Gebrüder Böhm, Buch- und Kunstdruckerei.

1904.

I. Allgemeine Lehrverfassung.

1. Übersicht

über die

Lehrgegenstände und die für jeden derselben bestimmte Stundenzahl.

Lehrgegenstände.	Klassen und Stunden.													
	VI a.	VI b.	V.	IV a.	IV b.	UIII a.	UIII b.	OIII.	UII a.	UII b.	OII.	UI.	OI.	
1. Religion. a) kath.	3		2	2		2		2	2		2			15
1. Religion. b) evang.	2 / 1			2				2			2			9
1. Religion. c) jüd.	2 / 1			2				2			2			9
2. Deutsch und Geschichtserzählungen	3/1	3/1	2/1	3	3	2	2	2	3	3	3	3	3	38
3. Lateinisch	8	8	8	8	8	8	8	8	7	7	7	7	7	99
4. Griechisch						6	6	6	6	6	6	6	6	48
5. Hebräisch											2			2
6. Französisch . . .				4	4	2	2	2	3	3	3	3	3	29
7. Englisch											2	2		4
8. Erdkunde und Geschichte	2	2	2	2 / 2	2 / 2	1 / 2	1 / 2	1 / 2	1 / 2	1 / 2	3	3	3	38
9. Rechnen und Mathematik	4	4	4	4	4	3	3	3	4	4	4	4	4	49
10. Naturbeschreibung .	2	2	2	2	2	2	2							14
11. Physik, Chemie und Mineralogie								2	2	2	2	2	2	12
12. Schreiben	2	2	2	2[1])										8
13. Zeichnen			2	2	2	2	2	2	2					16
14. Singen	2		2	1[2])				2						7
15. Turnen	3		3	3		3		3	3		3			21
	30+1	30+1	30+1	34+1 +2	34+1 +2	35+1 +2	35+1 +2	35+1 +2	35+ (2)[3])	35+ (2)	35+ (2+2)	35+ (2+2)	35+ (2+2)	416

[1]) Schreiben für die Schüler der IV, UIII und OIII mit schlechter Handschrift.
[2]) Choralgesang für die evang. und kath. Schüler alle 2 Wochen 1 Stunde.
[3]) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die wahlfreien Fächer, Zeichnen (UII—OI) und Hebräisch oder Englisch (OII—OI).

2a. Übersicht

über die

Verteilung der Stunden unter die Lehrer im Sommerhalbjahr 1904.

	OI.	UI.	OII.	UIIa.	UIIb.	OIII.	UIIIa.	UIIIb.	IVa.	IVb.	V.	VIa.	VIb.	
Professor **Dr. Hoffmann,** stellvertretender Direktor.	3 Deutsch. 3 Gesch. u. Erdk.	3 Gesch. u. Erdk.	3 Gesch. u. Erdk.											12
Oberlehrer **Dr. Krug*),** Klassenlehrer von OII.		6 Griech.	7 Latein. 3 Franz.						4 Franz.					20
Oberlehrer **Klemenz,** Klassenlehrer von OIII.	2 Religion.			2 Religion.		2 Religion. 6 Latein.	2 Religion.		2 Religion.		2 Religion.	3 Religion.		21
Oberlehrer **Knappe,** Klassenlehrer von OI.	7 Latein. 6 Griech.						6 Grisch. 2 Franz.							21
Oberlehrer **Hoffmann,** Klassenlehrer von UI.		7 Latein.		6 Griech.					8 Latein.					21
Oberlehrer **Hacks,** Klassenlehrer von UIIIb.	3 Franz. 2 Englisch.	3 Franz.	2 Engl.	3 Franz.				8 Latein.					2 Erdk.	23
Oberlehrer **Lipperheide.**	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys. 3 Turnen.	4 Math. 2 Phys.					3 Math.						21+3 Turnst.
Oberlehrer **Abicht,** Klassenlehrer von UIIb.					7 Latein. 6 Griech.	2 Latein. 2 Franz. 3 Gesch.						2 Erdk.		22
Oberlehrer **Schmidt,** Klassenlehrer von UIIa.			3 Deutsch. 6 Griech.	3 Deutsch. 7 Latein.								4 Deutsch.		22
Oberlehrer **Dr. Hänsel,** Klassenlehrer von IVa.				4 Math. 2 Phys.		3 Math. 2 Phys.	3 Math. 2 Naturk.	2 Naturk.	4 Math. 2 Naturk.					24
Oberlehrer ***Gerlach.***					*4 Math.* *2 Phys.*					4 Math. 2 Naturk.	4 Rechnen. 2 Naturk.	4 Rechnen.		22
Oberlehrer **Dr. Reh,** Klassenlehrer von V.		3 Deutsch.		3 Gesch. u. Erdk.						4 Gesch. u. Erdk.	3 Deutsch. 8 Latein. 2 Erdk.			23
Oberlehrer **Gallus,** Klassenlehrer von IVb.					3 Deutsch. 3 Franz.			2 Franz.		3 Deutsch. 8 Latein. 4 Franz.				23
Oberlehrer **Sekowski,** Klassenlehrer von UIIIa.	2 Religion.		2 Hebr.	2 Religion.		6 Griech.	2 Deutsch. 8 Latein.							22
Oberlehrer **Dr. Fox,** Klassenlehrer von VIa.					3 Gesch. u. Erdk.	2 Deutsch.	3 Gesch. u. Erdk.		3 Deutsch. 4 Gesch. u. Erdk.				8 Latein.	23
Kommiss. Hilfslehrer **Lübbert,** Klassenlehrer von VIb.								2 Deutsch. 6 Griech. 3 Gesch. u. Erdk.					4 Deutsch 8 Latein.	23
Vikar **Grundmann.**							2 Religion.				2 Religion.	1 Religion.		5
Rabbiner **Dr. Cohn.**	2 Religion.			2 Religion.										4
Dr. Braunschweiger.							2 Religion.				2 Religion.	1 Religion.		5
Zeichenlehrer **Lerch.**	2 Zeichnen.					2 Zeichn.	2 Zeichn. 3 Turnen.	2 Zeichn.	2 Zeichn. 3 Turnen.	2 Zeichn.	2 Zch 2 Zch 3 Turnen.	2 Naturk.		24+3 Turnst.
Lehrer **Poplutz.**	2 Gesang.					2 Schreiben.			2 Schreiben. 1 Choralgesang.		2 Schreib. 2 Gesang.	2 Gesang. 2 Schreib. 3 Turnen.	4 Rechn. 2 Naturk. 2 Schreib.	26
Turnlehrer **Greulich.**				3 Turnen		3 Turnen								6

*) Seit 21. Juli Professor.

2b. Übersicht

über die

Verteilung der Stunden unter die Lehrer im Winterhalbjahr 1903/4.

	OI.	UI.	OII.	UIIa.	UIIb.	OIII.	UIIIa.	UIIIb.	IVa.	IVb.	V.	VIa.	VIb.	
Professor **Dr. Hoffmann,** Direktor.	3 Deutsch. 3 Gesch. u. Erdk.	3 Gesch. u. Erdk.	3 Gesch. u. Erdk.											12
Oberlehrer Professor **Dr. Krug,** Klassenlehrer von OII		6 Griech.	7 Latein. 3 Franz.						4 Franz.					20
Oberlehrer **Klemenz,** Klassenlehrer von OIII.	2 Religion.			2 Religion.		2 Religion. 6 Latein.	2 Religion.		2 Religion.		2 Religion.	3 Religion.		21
Oberlehrer **Knappe,** Klassenlehrer von OI.	7 Latein. 6 Griech.						6 Griech. 2 Franz.							21
Oberlehrer **Hoffmann,** Klassenlehrer von UI.		7 Latein.		6 Griech.					8 Latein.					21
Oberlehrer **Hacks,** Klassenlehrer von UIIIb.	3 Franz. 2 Englisch.	3 Franz.	2 Engl.	3 Franz.				8 Latein.					2 Erdk.	23
Oberlehrer **Abicht,** Klassenlehrer von UIIb.					7 Latein. 6 Griech.	2 Latein. 2 Franz. 3 Gesch. u. Erdk.								22
Oberlehrer **Schmidt,** Klassenlehrer von UIIa.			3 Deutsch. 6 Griech.	3 Deutsch. 7 Latein.					4 Erdk. u. Gesch.					23
Oberlehrer **Gerlach.**	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.		4 Math. 2 Phys.									24
Oberlehrer **Dr. Reh,** Klassenlehrer von VIa.		3 Deutsch.		3 Gesch. u. Erdk.						4 Gesch. u. Erdk.		4 Deutsch. 8 Latein.		22
Oberlehrer ***Gallus,*** *Klassenlehrer von IVb.*					*3 Deutsch. 3 Franz.*			*2 Franz.*		*3 Deutsch. 8 Latein. 4 Franz.*				23
Oberlehrer **Sekowski,** Klassenlehrer von UIIIa.	*2 Religion.*		*2 Hebr.*		*2 Religion.*	*6 Grisch.*	*2 Deutsch. 8 Latein.*							22
Oberlehrer **Dr. Fox,** Klassenlehrer von V.	3 Turnen.				3 Gesch. u. Erdk.		3 Gesch. u. Erdk.		3 Deutsch.		3 Deutsch. 8 Latein. 2 Erdk.			22+3 Turnst.
Wiss. Hilfslehrer **Holl,** Klassenlehrer von IVa.				4 Math. 2 Phys.			3 Math. 2 Naturb.		4 Math. 2 Naturb.		4 Rechnen. 2 Naturb.			23
Kommiss. Hilfslehrer **Petrus,** Kand. des höh. Lehramts.						3 Math. 2 Phys.		3 Math. 2 Naturb.		4 Math. 2 Naturb.		4 Rechnen. 2 Naturb. 2 Erdk.		24
Kommiss. Hilfslehrer **Lübbert,** Klassenlehrer von VIb.								2 Deutsch. 6 Grisch. 3 Gesch. u. Erdk.					4 Deutsch 8 Latein.	23
Vikar **Grundmann.**							2 Religion.				2 Religion.	1 Religion.		5
Rabbiner **Dr. Cohn.**	2 Religion.				2 Religion.									4
Dr. Braunschweiger.							2 Religion.				2 Religion.	1 Religion.		5
Zeichenlehrer **Lerch.**		2 Zeichnen.				2 Zeichn.	2 Zeichn. 3 Turnen.	2 Zeichn.	2 Zeichn. 3 Turnen.	2 Zeichn.	2 Z. 2 Z.		2 Naturb.	24
Lehrer **Poplutz.**	2 Gesang.					1 Choralgesang. 2 Schreiben.					2 Gesang. 2 Schreib. 3 Turnen.	2 Schreib. 2 Gesang 3 Turnen.	4 Rechnen 2 Schreib.	26
Turnlehrer **Grenlich.**				3 Turnen		3 Turnen								6

3. Mitteilungen

über die

während des abgelaufenen Schuljahres erledigten Lehraufgaben.

1 a. Die **Lehrabschnitte für die einzelnen Klassen** entsprechen den Bestimmungen des Lehrplans für Gymnasien vom Jahre 1901.

1 b. Folgende **Lehrbücher** waren an dem hiesigen Gymnasium im Gebrauch:

Für den evangelischen Religionsunterricht in V und VI Zahns biblische Historien Ausgabe B, in I—IV die Bibel, in I und O II Leimbachs Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten, 2. Teil, in U II—VI der 1. Teil von Leimbachs Leitfaden. Für den katholischen Religionsunterricht in I—VI das katholische Gebetbuch für die studierende Jugend von P. Storch, in IV—VI Dr. Schusters biblische Geschichte für katholische Volksschulen, kath. Katechismus für die Diöcese Breslau, in O III und U III Handbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen von Dr. A. König, in I und II Lehrbuch für den kath. Religionsunterricht in den oberen Klassen von Dr. A. König. Für den jüdischen Religionsunterricht Auerbach, Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen, und Kayserling, Handbuch der jüdischen Geschichte und Literatur. — Für das Deutsche in I—VI die Lesebücher von Hopf und Paulsiek. — Für das Lateinische die Schulgrammatik von Holzweissig in I—VI und dessen Übungsbücher für den lateinischen Unterricht in V und VI, in O I—IV die Übungsbücher von Ostermann-Müller. — Für das Griechische die Schulgrammatik von Gerth in I—U III und das griechische Elementarbuch von P. Wesener in O III und U III. — Für das Hebräische das Lehrbuch von Seffer. — Für das Französische in U III und IV das Elementarbuch von G. Plötz und O. Kares, in I—O III die französische Sprachlehre von G. Plötz und O. Kares und das Übungsbuch von G. Plötz, Ausgabe B. In I—U II Stoffe zu französischen Sprechübungen von Kron. — Für das Englische in I und O II die Grammatik von Tendering. — Für das Rechnen und die Mathematik in IV—VI das Rechenbuch von Harms und Kallius, in I—IV die Elementarmathematik von Kambly-Langguth-Röder, in I—U III Bardeys Aufgabensammlung. — Für die Naturkunde in O III—IV Bails methodischer Leitfaden. — Für die Physik in I—O III der Grundriss der Physik von Sumpf-Pabst. — Für die Geschichte in I—IV die Lehrbücher von Pütz—Cremans und der historische Schulatlas von Putzker, bearb. von Baldamus und Schwabe. — Für die Geographie die E. v. Seydlitzsche Geographie, Ausgabe D. Bearbeitet von Öhlmann und Schröter, Debes' Schulatlas. — Für den Schreibunterricht die kalligraphischen Vorlegeblätter von Henze. — Für den Gesang der praktische Unterricht im Chorgesange von Schletterer, der Sängerhain von Erck und Greef, das Melodieenbuch für die evangelischen Gemeinden Schlesiens und die Choräle und Lieder von Kothe.

2. Übersicht über den durchgenommenen Lesestoff.

a. Im Deutschen.

O I. Klopstock, einige Oden und Abschnitte aus dem Messias. Lessing, Abschnitte aus dem Laokoon. Schillers und Goethes Gedankenlyrik. Schiller, Braut von Messina. Shakespeare, Julius Caesar. Häuslicher Lesestoff: Goethe, italienische Reise, Iphigenie.

U I. Klopstock, einige Oden und Abschnitte aus dem Messias. Lessing, Abschnitte aus dem Laokoon. Schillers und Goethes Gedankenlyrik. Goethe, Iphigenie. Schiller, Braut von Messina. Häuslicher Lesestoff: Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. Goethe, Auswahl aus Dichtung und Wahrheit.

O II. Ausgewählte Abschnitte aus mhd. epischen und lyrischen Gedichten nach dem Lesebuch für O II von Hopf und Paulsiek. Goethe, Götz von Berlichingen. Schiller, Wallenstein, kulturhistorische Gedichte. Häuslicher Lesestoff: Goethe, Egmont, Hermann und Dorothea. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg.

U II. Die Dichtung der Befreiungskriege. Schiller, Lied von der Glocke, Maria Stuart, Wilhelm Tell. Lessing, Minna von Barnhelm. Häuslicher Lesestoff: Abschnitte aus Schillers Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

O III. Ausgewählte Balladen von Schiller, Goethe, Uhland. Körners Zriny.

b. Im Lateinischen.

O I. Horaz carm. I, II. Ausgewählte Epoden, Satiren und Episteln. — Cic. pro Murena. Ausgewählte Stücke aus de oratore. — Tac. hist. IV und V in Auswahl. — Unvorbereitetes Übersetzen aus Livius.

U I. Horaz carm. I, II. Ausgewählte Satiren. Cic. in Verr. IV. Ausgewählte Briefe nach der Sammlung von Aly. Tacit. Germania. Unvorbereitetes Übersetzen aus Livius und Cicero.

O II. Vergil, Aen., Auswahl aus VII—X. Sallust, de bello Ingurthino. Livius lib. XXI mit Auswahl. Cicero, pro rege Deiotaro.

U II. Ovid. Metam. II, 1—332. Vergil. Aen. I. Cicero in Catil. I, III. Livius II.

O III. Ovid. Metam. II. Cäsar, bell. Gallic. VII., bell. civil. I mit Auswahl.

U III. Caesar, bell. Gallic. IV, V.

c. Im Griechischen.

O I. Homer, Ilias XI—XXIV (Auswahl). — Sophocles, Oed. tyr. — Proben aus der griechischen Lyrik. — Plato, Protagoras. — Thucyd., VI und VII in Auswahl. — Unvorbereitetes Übersetzen aus verschiedenen Schriftstellern.

U I. Homer, Ilias I—X mit Auswahl. Plato, Apologie und Krito. Thukydides, Auswahl aus I.

O II. Homer, Auswahl aus Odyssee Buch XIII—XXIV. Herodot VI, VII mit Auswahl. Lysias XII, XXV.

U II. Homer, Odyssee V—X mit Auswahl. Xenophon Anabasis VI, Hellenica II.

O III. Xenophon Anabasis I.

d. Im Französischen.

O I. Racine, Britannicus. Daudet, Tartarin de Tarascon. Taine, Origines de la France contemporaine. (Renger.)

U I. V. Hugo, 40 Gedichte. (Velhagen & Klasing.) Mignet, Histoire de la Révolution. (Velhagen & Klasing.) Theuriet, Ausgewählte Erzählungen. (Renger.)

O II. Duruy, Histoire de France 1560/1643. (Leipzig, Renger.) Augier et Sandeau, Le Gendre de M. Poirier. (Leipzig, Renger.)

U II. Daudet, Contes Choisis. (Glogau, Flemming.)

O III. Voltaire, Histoire de Charles XII.

e. Im Englischen.

I. Dickens, The Cricket on the Hearth. Byron, The Siege of Corinth.

3 a. Aufgaben für die deutschen Aufsätze.

O I. Wie ist die Sturm- und Drangperiode aus den politischen und geistigen Verhältnissen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erklären? 2. Was ist von Hallers Ausspruch zu halten: „O selig, . . . der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern“? 3. Welche Regeln hat nach Lessings Laokoon der bildende Künstler bei der Darstellung von Handlungen zu beobachten? (Klassenarbeit.) Aufgabe für die Abiturienten zu Michaelis 1903: Wie ist das schnelle Entstehen und Vergehen der meisten Germanenreiche zur Zeit der Völkerwanderung, wie die lange Dauer des Frankenreiches zu erklären? 4. Wie begründet Grillparzer in seiner Medea die Freveltat der Heldin? 5. Wie erläutert und begründet Lessing im Laokoon den Unterschied zwischen dichterischen und materiellen Gemälden, und welche Folgerungen zieht er aus diesem Unterschiede für die dichterische Schilderung? 6. Die Zeiten der Gärung und der Klärung in Goethes Leben, dargestellt an der Hand einiger Gedichte. 7. Alles ist Frucht und alles ist Samen. (Klassenarbeit.) Aufgabe für die Abiturienten zu Ostern 1904: Auf welche Weise wird in Schillers Braut von Messina, auf welche in Goethes Iphigenie der auf dem Geschlechte haftende Fluch gesühnt?

U I. 1. Erkenne dich selbst! 2. Der Stoff in Klopstocks Oden und die Art seiner Behandlung. 3. Das deutsche und das englische Volk. (Im Anschluss an Klopstocks Ode „Wir und sie“.) 4. Warum mussten die Künstler Laokoon anders darstellen als der Dichter? (Klassenarbeit.) 5. Welche Anregungen verdankte Goethe dem Umstande, dass er in Frankfurt geboren war? 6. Inwiefern zeigt sich Goethe in „Hermann und Dorothea“ durch die Kunstlehre in Lessings „Laokoon“ angeregt? 7. Inwiefern klingt in den beiden ersten Auftritten von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ die Grundstimmung der ganzen Dichtung an? 8. Ist der König der Taurier ein Barbar? (Nach Goethes „Iphigenie auf Tauris“.) (Klassenarbeit.)

O II. 1. Wie sucht Schiller in seinem Schauspiel Tells Tat zu rechtfertigen? 2. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig, der Starke ist am mächtigsten allein. 3. Wodurch erregt Hagen im Nibelungenlied Abscheu, wodurch aber auch unsere Teilnahme? 4. Inwiefern ist das Nibelungenlied das Lied der Treue, eine Darstellung der Strafe für die Untreue? (Klassenarbeit.) 5. Warum nennt Herodot in seiner Geschichte der Perserkriege mit Recht die Athener die Retter Griechenlands? 6. Die Vertreter der neuen Zeit in Goethes Götz von Berlichingen. 7. Wie kennzeichnet Schiller in Wallensteins Lager die Vertreter der einzelnen Heeresteile? 8. Wodurch wird Wallenstein zur Ausführung seines Planes, des Abfalls vom Kaiser, getrieben? (Nach Schillers Wallenstein.) (Klassenarbeit.)

U IIa. 1. Welche Umstände befördern das Wachstum der Stadt Kattowitz? 2. Der Gebrauch und die Bedeutung der Glocke im menschlichen Leben nach Schillers „Lied von der Glocke“. 3. Welcher Schuld ist Maria Stuart sich bewusst, und durch welche Gründe sucht Hanna Kennedy

sie zu trösten? (Nach Schillers „Maria Stuart“.) (Klassenarbeit.) 4. Welches Urteil gewinnen wir über den Ritter Paulet nach dem ersten Aufzuge von Schillers „Maria Stuart“? 5. Wie sehen wir im Verlaufe des vierten Aufzuges von Schillers „Maria Stuart“ die Hoffnungen der Schottenkönigin schwinden? (Klassenarbeit.) 6. Was birgt geheimnisvoll der Schoss des Meeres? 7. Wodurch bereitet Lessing im dritten Aufzuge des Lustspiels „Minna von Barnhelm“ eine neue Verbindung zwischen den beiden Hauptpersonen vor? (Klassenarbeit.) 8. Die Bedeutung des zweiten Aufzuges in Lessings „Minna von Barnhelm“. 9. Auf welche Weise wird im ersten Aufzug von Schillers „Wilhelm Tell“ die Volksversammlung auf dem Rütli vorbereitet? 10. Wie verhält sich Wilhelm Tell bei der Befreiung der Schweiz? (Nach Schillers Schauspiel.) (Klassenarbeit.)

U IIb. 1. Warum sehnt sich der Städter beim Beginn des Frühlings auf das Land hinaus? 2. Welche Folgen hatte der siebenjährige Krieg für Preussen? (Klassenaufsatz.) 3. Was erfahren wir im 1. Akte von Schillers „Maria Stuart“ über die persönlichen Schicksale und den Charakter der Heldin? 4. Die Lebensgeschichte Mortimers. (Klassenaufsatz.) 5. Vergleichende Charakteristik der beiden Königinnen in Schillers „Maria Stuart“. 6. Tellheim und seine Verlobte vor ihrem Wiedersehen. (Klassenaufsatz.) 7. In welcher Weise sinken, heben und erfüllen sich die Hoffnungen Minnas von Barnhelm? 8. Der Major von Tellheim und sein Wachtmeister. 9. Welche Umstände veranlassten die Schweizer zur Erhebung gegen Österreich, zur Ermordung Gesslers und zur Vertreibung Landenbergs? (Klassenaufsatz.) 10. Welche Mittel wendet Schiller an, um seinen Tell nicht als Mörder erscheinen zu lassen?

3 b. Mathematische Aufgaben für die Abiturienten.

Michaelis 1903.

1. Mit Hilfe algebraischer Analysis den geometrischen Ort der Punkte zu bestimmen, für die die an zwei Kreise mit demselben Mittelpunkt gezogenen Tangenten sich wie 2 zu 3 verhalten. Die Ortslinie soll sodann gezeichnet werden.

2. In einen senkrechten Schacht fällt ein Stein, und nach 6,53 Sekunden hört man, wie er unten aufschlägt. Wie tief ist der Schacht?

3. Von einem rechtwinkligen Dreieck ist die grösste Seite $c = 60$ m und ein Winkel $\beta = 40^0$ gegeben. Man soll Seite und Inhalt eines gleichseitigen Dreiecks finden, das dem rechtwinkligen Dreieck so einbeschrieben ist, dass eine Seite vom Scheitel des rechten Winkels an auf dem längeren Schenkel liegt und die gegenüberliegende Spitze auf der grössten Seite sich befindet.

4. An zwei Kugeln mit den Halbmessern r und ϱ und der Entfernung e der Mittelpunkte ist der Kegel der gemeinschaftlichen äusseren Berührenden gelegt. Wie gross ist das zwischen seiner Spitze und der kleineren Kappe der nächsten Kugel liegende Kegelstück?

$r = 5$ cm, $\varrho = 1$ cm, $e = 8$ cm. Welchem Kugelinhalte entspricht das im Beispiel erhaltene Kegelstück?

Ostern 1904.

1. Die fehlenden Seiten und Winkel sowie den Halbmesser des Inkreises eines Dreiecks zu berechnen aus $a + c = 224$, $r = 65$, $\gamma = 67^0$, 3800.

2. Aus einer geraden quadratischen Säule ist ein gerader Kreiskegel von derselben Höhe herausgebohrt in der Weise, dass die Axen der beiden Körper zusammenfallen. Der Durchmesser des Grundkreises des Kegels ist halb so gross wie die Diagonale des Grundquadrats der Säule. Wo liegt der Schwerpunkt des Restkörpers?

3. Welche jährliche Ratenzahlung muss eine Stadt leisten, um durch dieselbe bei einem Zinsfuss von 4% eine Schuld von 30 000 Mk. in 20 Jahren zu drei Vierteln zu tilgen?

4. Die Koordinaten der Eckpunkte eines Dreiecks sind

$$x_A = -3 \qquad x_B = +1 \qquad x_C = +5$$
$$y_A = -2 \qquad y_B = -4 \qquad y_C = +4.$$

Es sollen die Gleichungen der Mittelsenkrechten der Dreiecksseiten aufgestellt und hieraus die Gleichung des dem Dreieck umgeschriebenen Kreises gefunden werden.

Turnunterricht.

Die Anstalt besuchten am Anfang des Sommerhalbjahres 363, am Anfang des Winterhalbjahres 347 Schüler. Von diesen waren vom Turnen befreit:

	Vom Turnunterricht überhaupt		Vom Geräteturnen	
Auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses	i. S. 32	i. W. 29	i. S. 1	i. W. 5
Aus anderen Gründen	i. S. —	i. W. —	i. S. —	i. W. —
Zusammen	i. S. 32	i. W. 29	i. S. 1	i. W. 5
also von der Gesamtzahl der Schüler	i. S. 8,8 %	i. W. 8,3 %	i. S. 0,3 %	i. W. 1,4 %.

Bei 13 getrennt zu unterrichtenden Klassen bestanden 7 Turnabteilungen, zur kleinsten gehörten 37, zur grössten 58 Schüler. Der Unterricht wurde in der ersten Abteilung (OI, UI, OII) im Sommer vom Oberlehrer Lipperheide, im Winter vom Oberlehrer Dr. Fox, in der zweiten (UII) und dritten (OIII) vom Turnlehrer Greulich, in der vierten (UIII) und fünften (IV) vom Zeichenlehrer Lerch, in der sechsten (V) im Sommer vom Zeichenlehrer Lerch, im Winter vom technischen Lehrer Poplutz, in der siebenten Abteilung (VI) vom technischen Lehrer Poplutz erteilt.

Ausserdem fanden im Sommer wöchentlich zweimal freiwillige Spiel- und Turnstunden unter der Leitung des Turnlehrers Greulich statt, an denen sich durchschnittlich 30 bis 40 Schüler beteiligten.

II. Auswahl aus den Verfügungen des K. Provinzialschulkollegiums.

Vom 25. März 1903. Mitteilung des Ministerialerlasses vom 2. März 1902: Die Anforderungen bei der Fähnrichprüfung sind derartig bemessen, dass ein mit der Reife für Prima abgegangener junger Mann vor dem Eintritt in die Fähnrichprüfung keine Presse mehr zu besuchen braucht, sondern die etwa notwendigen Wiederholungen und geringfügigen Ergänzungen des bisher Gelernten mit leichter Mühe selbst bewirken kann.

Vom 15. Mai 1903. Mitteilung des Ministerialerlasses vom 30. April 1903: Die Zulassung zu der Laufbahn für den Königlichen Forstverwaltungsdienst kann nur demjenigen gestattet werden, welcher das Zeugnis der Reife erlangt und in diesem Zeugnis ein unbedingt genügendes Urteil in der Mathematik erhalten, ferner das 22. Lebensjahr noch nicht überschritten hat.

Vom 21. Juli 1903. Der Herr Minister hat dem Oberlehrer Dr. Otto Krug den Charakter als Professor verliehen.

Vom 2. September 1903. Mitteilung des Ministerialerlasses vom 25. August 1903 bezüglich der in dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung „neue Bearbeitung, Berlin 1902“ vorgesehenen Doppelschreibungen: 1. Die in dem neuen Wörterverzeichnis gestrichenen Doppelschreibungen fallen fort. 2. Der Gebrauch der in Klammern hinzugefügten Doppelschreibungen ist an sich nicht unzulässig, aber tunlichst zu vermeiden. 3. Bei den übrigen verbleibenden Doppelschreibungen steht die Wahl der Schreibung bis auf weiteres frei.

Vom 20. Oktober 1903. Ferienordnung für das Jahr 1904: Osterferien vom 30. März bis 12. April, Pfingstferien vom 21. bis 26. Mai, Sommerferien vom 3. Juli bis 4. August, Michaelisferien vom 1. bis 10. Oktober, Weihnachtsferien vom 24. Dezember bis 9. Januar 1905.

Vom 5. November 1903. Seine Majestät der Kaiser und König haben mittels Allerhöchsten Erlasses vom 26. Oktober der Wahl des Professors Dr. Georg Hoffmann zum Direktor des Gymnasiums die Allerhöchste Bestätigung zu verleihen geruht.

Vom 21. November 1903. Mitteilung des Ministerialerlasses vom 4. November: Wer am Schlusse des Lehrganges der Obersekunda die Schule verlässt, ohne in die Unterprima versetzt zu sein, kann zur Prüfung behufs Nachweises der Primareife als sogenannter Extraneer frühestens gegen den Schluss des auf den Abgang von der Schule folgenden Halbjahres zugelassen werden.

Vom 3. Dezember 1903. Seine Majestät der Kaiser und König haben mittels Allerhöchsten Erlasses vom 26. Oktober dem Professor Dr. Krug den Rang der Räte vierter Klasse zu verleihen geruht.

III. Zur Geschichte der Anstalt.

Beim Beginn des Schuljahres wurden so viele Schüler für die Sexta angemeldet, dass es notwendig wurde, diese Klasse zu teilen. Auch die Prima wurde dank dem Entgegenkommen der städtischen Behörden wieder geteilt, da sich durch die Vereinigung beider Jahrgänge Übelstände herausgestellt hatten, deren Beseitigung zum Wohle der Schüler dringend zu wünschen war.

In Ermangelung der nötigen Lehrkräfte mussten aber die Klassen Obertertia und Quinta, deren Schülerzahl das zulässige Maximum nicht überschritten, zusammengelegt werden. Die Anstalt bestand also im verflossenen Schuljahr aus 13 Klassen, in denen von 22 Lehrern 363 Schüler unterrichtet wurden. Von diesen waren 70 neu aufgenommen, 16 mehr als Ostern 1902, obgleich für die Klassen Obertertia und Quinta die Aufnahme neuer Schüler sehr eingeschränkt werden musste.

Das Schuljahr wurde Donnerstag, den 16. April v. J., von dem stellvertretenden Direktor mit einer Ansprache und der Vorlesung und Erläuterung der Schulordnung eröffnet. Am 20. April

trat Herr Predigtamtskandidat Lübbert[1]) als kommissarischer Hilfslehrer in das Lehrerkollegium ein.

An demselben Tage mussten fast alle auswärtigen Schüler dem Unterricht fernbleiben, weil der Verkehr auf den Landstrassen wie auf der Staatsbahn durch einen 60 stündigen gewaltigen Schneesturm unmöglich gemacht war. Mit Rücksicht auf den auch in der Stadt durch die Schneemassen überaus erschwerten Verkehr wurden die Schüler der Sexta an diesem Tage vom Nachmittagsunterricht befreit.

Herr Oberlehrer Gallus, welcher bereits seit dem 4. März zu einer achtwöchigen militärischen Übung beurlaubt worden war, musste deshalb auch noch am Anfang des laufenden Schuljahres vierzehn Tage lang vertreten werden. Kurz vor dem Ende seiner Übung zog er sich eine Verletzung des linken Fusses zu, die ihn nötigte, das Garnisonslazarett zu Breslau aufzusuchen. Er konnte erst am 9. Mai seinen Unterricht wieder übernehmen.

Inzwischen war am 7. Mai Herr Oberlehrer Gerlach an einer Lungenentzündung erkrankt und musste bis zum 8. Juni seine Tätigkeit aussetzen. Beide Herren wurden teils durch Zusammenlegen der Parallelklassen, teils durch Überstunden vertreten.

Auch eine grössere Anzahl von Schülern fehlte im Monat Mai, weil sie entweder selbst an Masern oder Scharlachfieber erkrankt waren, oder weil Angehörige an einer dieser Krankheiten litten.

Am 12. und 13. Juni musste der Unterzeichnete wegen einer Dienstreise, am 15. Juni Herr Oberlehrer Sękowski wegen Unwohlseins vertreten werden. Am 15. Juni wurden die Schüler von den Klassenlehrern an den Tod Kaiser Friedrichs erinnert. Die Sommerferien währten vom 4. Juli bis 6. August. Im Verlaufe derselben traf die Nachricht hier ein, dass der Herr Minister der geistlichen pp. Angelegenheiten dem Oberlehrer Dr. Krug den Charakter als Professor verliehen habe. Bei der Andacht, mit welcher die Schule am 7. August eröffnet wurde, teilte der Unterzeichnete Lehrern und Schülern diese Auszeichnung mit und sprach Herrn Professor Dr. Krug die Glückwünsche der vorgesetzten Behörde, sowie diejenigen des Lehrerkollegiums aus.

Am 10. August fehlte Herr Oberlehrer Dr. Fox, der durch eine Familienangelegenheit genötigt war zu verreisen. An demselben Tage fiel der Unterricht wegen Hitze von 12 Uhr an aus, wie denn überhaupt im August der Unterricht öfters wegen zu grosser Hitze abgekürzt werden musste.

Der Tag von Sedan wurde am 2. September in der herkömmlichen Weise begangen. Die Ansprache hielt Herr Oberlehrer Dr. Reh.

Die drei Schüler der Oberprima, die am Schluss des Sommerhalbjahres sich der Reifeprüfung unterzogen, fertigten die schriftlichen Arbeiten in der Zeit vom 3. bis 5. und am 7. September. Am 19. September fand unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialschulrates Dr. Holfeld die mündliche Prüfung statt. Zwei von den Abiturienten erlangten das Zeugnis der Reife. Sie wurden am 29. September von dem Unterzeichneten feierlich entlassen.

Am Ende des Sommerhalbjahrs schieden aus dem Lehrerkollegium die Oberlehrer Lipperheide und Dr. Hänsel, um an das Progymnasium zu Andernach bezw. an das Gymnasium i. E. zu Myslowitz überzugehen. Da Herr Oberlehrer Lipperheide bei der weiten Entfernung seines neuen Wirkungskreises schon am 27. September abreisen musste, fand die Verabschiedung beider

[1]) Christian Lübbert wurde geboren am 10. März 1878 zu Klein-Lauden, Kreis Strehlen (Schlesien), besuchte von Ostern 1886 an das Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg i. Pr., das er Ostern 1896 mit dem Zeugnis der Reife verliess. Er studierte sodann an den Universitäten Königsberg i. Pr., Greifswald und Breslau evang. Theologie, bestand vor dem Kgl. Konsistorium zu Breslau im Januar 1901 das erste theol. Examen pro venia concionandi, und Ostern 1903 das zweite theol. Examen pro ministerio.

Herren bereits am 26. September statt. Der Unterzeichnete sprach den Scheidenden namens der Anstalt den Dank für ihre eifrige und erfolgreiche Tätigkeit aus.

Das Winterhalbjahr begann am 13. Oktober 1903. An diesem Tage traten an Stelle der Oberlehrer Lipperheide und Dr. Hänsel die wissenschaftlichen Hilfslehrer Holl[1]) und Petrus[2]) in den Lehrkörper der Anstalt ein und wurden von dem Unterzeichneten in das Lehrerkollegium eingeführt.

An den Geburtstag Kaiser Friedrichs wurden die Schüler bereits am 17. Oktober in den Klassen erinnert.

Am 23. November musste der technische Lehrer Poplutz wegen Krankheit und Oberlehrer Knappe wegen einer Reise, am 25. und 26. November Oberlehrer Klemenz wegen Krankheit, am 5. Dezember Oberlehrer Dr. Fox den Unterricht aussetzen. Am 18. und 19. Dezember war der Unterzeichnete durch eine Dienstreise verhindert Unterricht zu erteilen.

Am 27. Januar wurde der Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers und Königs durch musikalische Vorträge und Deklamationen seitens der Schüler und eine Rede des Oberlehrers Gallus festlich begangen.

In den Tagen vom 16. bis 19. Februar wurden die schriftlichen Prüfungsarbeiten von den Abiturienten angefertigt. Die mündliche Prüfung derselben fand am 18. März unter dem Vorsitz des Provinzialschulrates Herrn Dr. Holfeld statt. Die neun Schüler der Oberprima traten in die Prüfung ein und erlangten sämtlich das Zeugnis der Reife, drei unter Befreiung von der mündlichen Prüfung.

Vom 29. Februar bis zum 12. März war der technische Lehrer Poplutz durch Krankheit am Unterrichten gehindert.

Am 9. März wurden die Schüler durch die Klassenlehrer an den Tod Kaiser Wilhelms des Grossen erinnert.

Am Ende des Schuljahres verliessen die Oberlehrer Abicht und Dr. Fox, der Kandidat des höheren Lehramts Petrus, der Zeichenlehrer Lerch und der als evang. Religionslehrer in den Unterklassen tätige Vikar Grundmann ihren hiesigen Wirkungskreis. Sie haben mit Eifer und Erfolg an der Ausbildung und Erziehung der uns anvertrauten Schüler gearbeitet. Der Unterzeichnete sprach ihnen bei einer Abschiedsfeier im Saale der Anstalt dafür den Dank der Schule aus, und es ist ihm eine liebe Pflicht, diesen Dank auch hier zu wiederholen. Wünschenswert wäre es allerdings, dass so zahlreiche und häufige Wechsel in der Zusammensetzung des Lehrkörpers der Anstalt, wie sie die letzten Jahre brachten, in Zukunft vermieden würden.

Am 22. März erinnerte der Unterzeichnete die Schüler in dem Saale der Anstalt an die Geburt Kaiser Wilhelms des Grossen.

Herr Oberlehrer Abicht war vom 23. März ab beurlaubt.

Die feierliche Entlassung der Abiturienten findet zugleich mit der Mitteilung der Versetzung und dem Schulschluss am 29. März statt.

[1]) Karl Holl, geboren am 23. Juni 1877 zu Regensburg, kath., besuchte neun Jahre lang das Königliche neue Gymnasium in seiner Vaterstadt. Nachdem er im Sommer 1896 die Reifeprüfung abgelegt hatte, besuchte er 4 Semester die Königliche technische Hochschule in München als Angehöriger der allgemeinen Abteilung, und vom Herbst 1898 bis zum Sommer 1902 die Universität dortselbst als Studierender der Mathematik und Physik. Im Oktober 1900 bestand er den ersten, im gleichen Monat 1902 den zweiten Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in der Mathematik und Physik. Hierauf leistete er ein praktisches Jahr an der Kgl. Kreisrealschule in Regensburg ab.

[2]) Georg Petrus, geboren am 8. November 1877 in Sommerfeld N.-L., evang., besuchte von Michaelis 1891 bis Michaelis 1897 das Kgl. Pädagogium zu Züllichau und studierte bis Michaelis 1901 Mathematik und Naturwissenschaften in Halle a. S. Die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen bestand er am 13. Dezember 1902, worauf er bis 1. Oktober 1903 sein Seminarjahr ablegte. Während dieser Zeit war er an dem Kgl. Realgymnasium zu Tarnowitz und am Kgl. Gymnasium zu Königshütte voll beschäftigt. Vom 1. Oktober 1903 ab wurde er zur Ableistung der ersten Hälfte seines Probejahres und gleichzeitigen Vertretung eines Oberlehrers unserer Anstalt überwiesen.

IV. Statistische Mitteilungen.

1. Frequenztabelle für das Schuljahr 1903/04.

	O I	U I	O II	U II	O III	U III	IV	V	VI	
1. Bestand am 1. Februar 1903	12	12	18	49	51	43	55	58	46	344
2. Abgang bis z. Schluss des Schulj. 1902/1903	9	2	1	21	1	6	5	5	2	52
3a. Zugang durch Versetzung zu Ostern . .	8	16	20	41	28	45	46	41		245
3b. Zugang durch Aufnahme zu Ostern . .		1	5	4	3	1	2	1	53	70
4. Schülerzahl z. Anfang des Schulj. 1903/1904	11	19	26	27 26 = 53	40	28 27 = 55	27 26 = 53	49	29 28 = 57	363
5. Zugang im Sommerhalbjahr		1					1	1	1	4
6. Abgang im Sommerhalbjahr	2	2	1	6	4	7		4	3	29
7a. Zugang durch Versetzung zu Michaelis .										0
7b. Zugang durch Aufnahme zu Michaelis . .			1			2	3		3	9
8. Schülerzahl am Anfang des Winterhalbjahres	9	18	26	47	36	50	57	46	58	347
9. Zugang im Winterhalbjahr									1	1
10. Abgang im Winterhalbjahr			1		1	2			1	5
11. Schülerzahl am 1. Februar 1904	9	18	25	47	35	48	57	46	58	343
12. Durchschnittsalter am 1. Februar 1904 . .	$19_{,4}$	$18_{,8}$	$17_{,4}$	$16_{,9}$	$15_{,5}$	$14_{,8}$	$13_{,9}$	$11_{,9}$	$11_{,0}$	

2. Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler.

	Kath.	Ev.	Diss.	Jüd.	Einh.	Ausw.	Ausl.
1. Am Anfang des Sommerhalbjahrs . . .	187	87	—	89	235	124	4
2. Am Anfang des Winterhalbjahrs	175	85	—	87	228	115	4
3. Am 1. Februar 1904	172	86	—	86	231	109	4

Das Zeugnis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährigen Militärdienst haben erhalten Ostern 1903: 38, Michaelis 1903: 4 Schüler. Davon sind zu einem praktischen Beruf abgegangen Ostern 17, Michaelis 4 Schüler.

3. Verzeichnis der Abiturienten.

Das Zeugnis der Reife erhielten

Michaelis 1903:

Namen.	Geburts- Tag.	Geburts- Jahr.	Geburts- Ort.	Konfession bezw. Religion.	Des Vaters Stand.	Des Vaters Wohnort.	Besuchte das Gymn.	Besuchte die Prima.	Studium oder sonstiger Beruf.	Universität.
Heinrich, Paul	23. Aug.	1883	Herrnstadt, Kr. Guhrau	ev.	Gerichts-kassen-Kontrolleur	Kattowitz	$9^1/_2$ J.	$2^1/_2$ J.	Rechts-wissenschaft	Breslau.
Sachs, Georg	22. Okt.	1883	Kattowitz	ev.	Königl. Justizrat	Kattowitz	$10^1/_2$ J.	$2^1/_2$ J.	Rechts-wissenschaft	Jena.

Ostern 1904:

Kuntze, Karl	2. Juni	1883	Bismarckhütte	kath.	Fabrikbesitzer	Kattowitz	$8^1/_2$ J.	2 J.	Rechts-wissenschaft	Breslau.
Latacz, Ewald	24. Juni	1885	Kattowitz	kath.	Rektor	Kattowitz	10 J.	2 J.	Rechts-wissenschaft	Breslau.
Markus, Nathan	14. Nov.	1884	Pleschen (Pr. Posen)	mos.	Rentner	Myslowitz	3 J.	2 J.	Heilkunde	Breslau.
Pohl, Karl	23. Okt.	1885	Kattowitz	kath.	Lehrer	Kattowitz	9 J.	2 J.	Philologie	Breslau.
Proksch, Hubert	4. Okt.	1884	Sadzawka, Kr. Kattowitz	kath.	Bergverwalter	Georggrube	9 J.	2 J.	Berg- und Hüttenfach	Berlin.
Ruhm, Oskar	23. Mai	1885	Kattowitz	ev.	Lehrer	Kattowitz	9 J.	2 J.	Mathematik und Natur-wissen-schaften	Breslau.
Tracinski, Walter	14. März	1884	Brzezinka, Kr. Kattowitz	kath.	Kgl. Medizinalrat, Kreisarzt, Dr. med.	Zabrze	8 J.	3 J.	Heilkunde	Breslau.
Zajonz, Rudolf	2. Nov.	1881	Rokittnitz, Kr. Beuthen	kath.	Wirtschafter	Klein-Dombrowka	8 J.	3 J.	Theologie	Breslau.
Zimbal, Hermann	3. Juni	1886	Pless OS.	kath.	Kgl. Kreis-sekretär	Kattowitz	9 J.	2 J.	Philologie	Breslau.

Latacz, Ruhm und Zimbal wurden von der mündlichen Prüfung befreit.

V. Sammlungen von Lehrmitteln.

Für die Lehrerbücherei wurden angekauft: Schulze, ausführliche Erklärung der achtzig Kirchenlieder. — Wiese, das höhere Schulwesen in Preussen. IV. Hgg. von Irmer. — Paulsen, die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. — Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen, Jahrg. 15, 16, 17. 1900—1902. — Register zu den Verhandlungen der Direktorenversammlungen in den Provinzen Preussens seit 1879. Umfassend Bd. I—XXXIV. Zusammengestellt von M. Warnkross. — Rothfuchs, Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichts. — Schiller, Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten. 3. Auflage. — Lexis, die Reform des höheren Schulwesens in Preussen. — Grimsehl, die elektrische Glühlampe im Dienste des physikalischen Unterrichts. — Florilegium Graecum fasc. XI—XV. — Dasselbe, fasc. II, IV, VI, VIII, X. Je 10 Exemplare. — Sophocles. Erklärt von Schneidewin-Bruhn-Nauck. II, III, V, VI, VII. — Q. Horatius Flaccus. Erklärt von Kiessling. III. Briefe. — Gleditsch, die Cantica der Sophocleischen Tragödien. — Menge, griechisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. — Thesaurus linguae latinae I, 6. II, 5. — Roscher, ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Lieferung 48, 49, 50. — R. Bürkner, Herder. Sein Leben und Wirken. — Paul, Grundriss der germanischen Philologie. II, 4. — Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Jahrg. 1886—1900. — Grimm, deutsches Wörterbuch IV. Bd., 1. Abt., III, 7. Lieferung 3, 4, X. Bd., Lieferung 5—12, XIII. Bd., Lieferung 1—3. — Thiers, Expédition de Bonaparte en Egypte. 8 Expl. — Muret-Sanders, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. II. Teil, Lieferung 18—24 (Schluss). — Pütz-Cremans, Grundriss der Geographie und Geschichte für die oberen und mittleren Klassen. — Schulze, die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg. — D. Müller, Geschichte des deutschen Volkes. 14. Auflage. — Hohenzollernjahrbuch VII, 1903. — Koser, König Friedrich der Grosse. II, 2. — Koser, Friedrich der Grosse als Kronprinz. — Codex diplom. Silesiae XXII. — De Wet, der Kampf zwischen Bur und Brite. — Partsch, Schlesien II, 1.

An Zeitschriften wurden gehalten: Literarisches Zentralblatt für Deutschland. Hgg. von Zarncke. — Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preussen. Hgg. im Kultusministerium. — Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. Hgg. von Ilberg und Gerth. — Monatsschrift für höhere Schulen. Hgg. von Köpke und Matthias. — Gymnasium. Hgg. von Meyer und Wirmer. — Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Hgg. von Lyon. — Zeitschrift für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Hgg. von Schotten. — Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht. Hgg. von Poske. — Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Hgg. von Streicher. — Oberschlesien. Hgg. von Zivier. — Geographische Zeitschrift. Hgg. von Hettner. — Die Grenzboten. Hgg. von Grunow. — Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Begr. von Lohmeyer. — Die Kunst.

Geschenkt wurden der Lehrerbücherei: Vom Herrn Minister für Kultus-Angelegenheiten: Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Hgg. von Schenckendorff und Schmidt. Jahrg. 12. — Vom Königl. Provinzial-Schulkollegium zu Breslau: Ascherson, deutscher Universitätskalender. — A. Nowack, die Reichsgrafen Colonna, Freiherrn von Fels, auf Gross-Strehlitz, Tost und Tworog in Oberschlesien. — Vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein: Die Zeitschrift dieses Vereins, und Voltz, Statistik der oberschlesischen Berg- und Hüttenwerke für

das Jahr 1902. — Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur: Schube, die Verbreitung der Gefässpflanzen in Schlesien preussischen und österreichischen Anteils. — Von der Gobineau-Gesellschaft: Gobineau, die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von L. Schemann. Gobineau, Alexander, Tragödie in 5 Aufzügen. Deutsch von L. Schemann. — Von den Hinterbliebenen W. Junkers: L. Hevesi, Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforschers. — Für alle diese Zuwendungen wird im Namen der Anstalt verbindlichst gedankt.

Für die Schülerbücherei wurden angekauft: Stifter, bunte Steine. — Das Nibelungenlied für das deutsche Haus. Von Emil Engelmann. — Das Gudrunlied. Von Emil Engelmann. — Wittenhaus, hundert Rätsel. — De Wet, der Kampf zwischen Bur und Brite. — Dasselbe, für die Jugend bearbeitet von Klaussmann. 3 Expl. — Rademacher, aus Deutschlands Urzeit und Vorzeit. — Rademacher, aus der Zeit der Völkerwanderung. — Wohlleben, der deutsche Ritterorden in den Ostmarken. — Holzgraefe, der deutsche Ritterorden. — Vollmer, der deutsch-französische Krieg 1870/71. 2 Teile. — Capelle, die Befreiungskriege 1813—1815. 2 Teile. — Jahnke, Fürst v. Bismarck. — Rogge, der grosse Preussenkönig. — J. Nettelbeck, eine Lebensbeschreibung. — G. Lang, mit Ränzel und Wanderstab. — Ehlers, Samoa, die Perle der Südsee. — Ehlers, im Osten Asiens. — Dove, Südwestafrika. — Richter, Wanderungen durch das deutsche Land. 3 Bde. — Kraepelin, Naturstudien im Hause. — Kraepelin, Naturstudien in Wald und Feld. — Tiergeschichten, Auswahl. — Geikie, Geologie. — Blochmann, Luft, Wasser, Licht und Wärme. — Das Neue Universum. 24. Jahrg. — Kraepelin, Naturstudien im Garten. — Kipling, im Dschungel. — Kipling, das neue Dschungelbuch. — Rosegger, Waldjugend. — Tanera, Heinz, der Brasilianer. — Pederzani-Weber, das Thorner Blutgericht. — Lohmeyer, auf weiter Fahrt. 2 Bde. — Netopil, der Pfalz-Erzherzog. — Gurlitt, virtus Romana. — Schatzkästlein moderner Erzähler. 3 Bde. — Rosegger, als ich noch der Waldbauernbub war. I., II., III. Auswahl. — Rosegger, deutsches Geschichtenbuch. — Rosegger, aus dem Walde. — Rosegger, Waldferien. — Spyri, einer vom Hause Lesa. — Liliencron, Kriegsnovellen. — Thoma, Konrad Widerholt. — Dose, der Trommler von Düppel. — Lienhard, der Raub Strassburgs. — Hahn, deutsche Charakterköpfe. — Werner, Admiral Karpfanger. — Spyri, Geschichten für jung und alt. — Sohnrey, die hinter den Bergen. — Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf. — Ohorn, aus Tagen deutscher Not. — Klaussmann, heiss Flagge und Wimpel. — Ferry, der Waldläufer. — Weber, Hans Stock, der Schmied von Ochsenfurt. — Weinland, Kuning Hartfest. — Zahler, Ferien! — Richter, lustige Geschichten aus alter Zeit. — Kinderwelt, Erzählungen und Skizzen. — Hebel, Erzählungen des rheinischen Hausfreundes. — Hebel, ausgewählte Erzählungen. — Neues Schatzkästlein. — Schott, der Seidenhändler von Damaskus. — Schott, Beduinenblut. — Hertz, unser Elternhaus. — Gefunden, Erzählungen für jung und alt. — Andersen, Märchen. — Grimm, deutsche Sagen. — Dähnhardt, deutsches Märchenbuch. — Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. — Grimm, Märchen, Auswahl in 3 Bden. — Otto, die Sage vom Doktor Heinrich Faust.

Für die naturwissenschaftliche Sammlung wurden angeschafft: drei Wandtafeln von Purtscheller (Seeigel, Tintenfisch und Hai) sowie ein Kasten zur Biologie der Insekten.

Für die physikalische Sammlung wurde eine Quecksilberluftpumpe nach Geissler angeschafft.

VI. Unterstützungen von Schülern und Stiftungen.

Im Schuljahr 1903/4 wurden 482,13 Mark Zinsen von den der Anstalt überwiesenen Stiftungsgeldern unter 18 würdige und bedürftige Schüler verteilt. Und zwar erhielten: nach Ostern zwei Schüler je 45 Mark aus dem Haase'schen und Elias Sachs'schen Stipendium, zwei je 30 Mark aus dem ersten Musikvereins- und dem Gymnasial-Eröffnungsstipendium, einer 32,13 Mark aus der Diskowskystiftung. Im Laufe des Winterhalbjahres kamen 22,50 Mark aus dem Logenstipendium, je 15 Mark aus dem Paul'schen und Hermann Fröhlich'schen Stipendium, 22,50 Mark aus dem zweiten Musikvereinsstipendium und 9 Stipendien zu je 25 Mark aus der Müllerstiftung zur Verteilung.

Ausserdem wendete die hiesige Synagogengemeinde einem jüdischen Schüler 7,50 Mark, der Verein der Jugendfreunde einem christlichen Schüler 36 Mark zu.

Im Sommerhalbjahr wurde an 32, im Winter an 33 Schüler Freischule gewährt. Ferner lieh die Hilfsbücherei des Gymnasiums einer Anzahl ärmerer Schüler die erforderlichen Schulbücher.

VII. Mitteilungen an die Schüler und deren Eltern.

Das Schuljahr wird Dienstag, den 29. März, mit der Bekanntmachung der Versetzungen und der Verteilung der Zeugnisse geschlossen. Mittwoch, den 13. April, beginnt das neue Schuljahr.

Dienstag, den 12. April, vormittags von 8 Uhr an findet im Saale des Gymnasiums **die Aufnahme neuer Schüler** statt. Von 8—9 Uhr erfolgt die Prüfung für die Sexta, dann die für die übrigen Klassen. Die zu prüfenden Schüler haben Schreibmaterialien mitzubringen. Ferner ist ein Geburts- und Impfschein, von den über 12 Jahr alten Schülern auch der Wiederimpfschein vorzulegen. Schüler, die von einer anderen höheren Lehranstalt kommen, müssen von derselben ein Abgangszeugnis beibringen. Bei der Prüfung sind für jeden Schüler 3 Mark Einschreibegebühren an die Gymnasialkasse zu zahlen.

Die Aufnahme in die Sexta darf nach dem vollendeten 12., in die Quinta nach dem vollendeten 13., in die Quarta nach dem vollendeten 15. Lebensjahre in der Regel nicht stattfinden.

Es ist dringend wünschenswert, dass alle Knaben, welche dem hiesigen Gymnasium jetzt anvertraut werden sollen, schon am 12. April, nicht erst beim Beginn des Unterrichtes angemeldet werden.

Die Wahl des Unterkommens der auswärtigen Schüler bedarf der Zustimmung des Direktors. Jeder Fahrschüler, der über Mittag hier bleibt, hat eine Familie nachzuweisen, in der er sich über Mittag aufhält.

Das Schulgeld beträgt jährlich 130 Mark für einheimische, 160 Mark für auswärtige Schüler.

§ 2 der Geschäftsordnung für die Erhebung des Schulgeldes an dem städtischen Gymnasium zu Kattowitz lautet, wie folgt:

Die Zahlungen des Schulgeldes, das für jeden bei Beginn des Schuljahres aufgenommenen Schüler vom 1. April zu entrichten ist, erfolgen monatlich im voraus im Gymnasialgebäude. In den Räumlichkeiten der Kämmereikasse kann das Schulgeld nur ausnahmsweise angenommen werden.

Gesuche um Stundung des Schulgeldes sind rechtzeitig an den Direktor zu richten. Dieselben können nur berücksichtigt werden, wenn sie vor dem Zahlungstermin eingereicht werden. — Nach dem Zahlungstage hat die Verwaltung der Gymnasialkasse dem Direktor eine nach Klassen geordnete Liste derjenigen Schüler zu übersenden, die das Schulgeld nicht bezahlt haben.

Der Direktor ist verpflichtet, diese Schüler an die Zahlung zu erinnern und berechtigt, diejenigen Schüler von dem Unterrichte auszuschliessen, die mit dem Schulgelde für 2 Monate im Rückstande sind.

Wenn ein Schüler abgehen soll, muss er bei dem Direktor schriftlich im Laufe desjenigen Monats abgemeldet werden, an dessen Schluss er die Anstalt verlassen will. Für wegbleibende, aber nicht abgemeldete Schüler wird das Schulgeld weiter eingefordert werden.

Ferner werden die Eltern der Schüler des hiesigen Gymnasiums ersucht, wenn sie ihren Söhnen Privatunterricht geben lassen wollen, vorher mit dem Klassenlehrer Rücksprache zu nehmen.

Ein Schüler der Anstalt darf Privatunterricht nur erteilen, wenn sein Vater bezw. Vormund, sein Klassenlehrer und der Direktor damit einverstanden sind.

Es ist von der grössten Wichtigkeit, dass Schule und Haus in Bezug auf die Erziehung Hand in Hand gehen, und dass die Eltern und Pfleger über das Verhalten und die Leistungen ihrer Söhne und Schutzbefohlenen stets unterrichtet sind. Deshalb wird den Schülern der unteren und mittleren Klassen am Anfang jedes Vierteljahres eine Übersicht diktiert, aus welcher Eltern und Pensionsgeber ersehen können, an welchen Tagen Arbeiten geschrieben und zurückgegeben werden. Wenngleich vor einer Überschätzung der Wichtigkeit der schriftlichen Arbeiten eindringlich gewarnt werden muss, ist doch aus dem Ausfall derselben im ganzen zu ersehen, in welchem Masse der Schüler den Anforderungen der Schule genügt, und es liegt in der Hand der Eltern, rechtzeitig Schritte zu tun, um ein Zurückbleiben ihrer Söhne zu verhindern. Sowohl der Direktor wie auch die Lehrer sind gern zu mündlicher Auskunft bereit, besonders wenn eine Rücksprache rechtzeitig nachgesucht wird. Besuche kurz vor der Versetzung mit Versprechungen für die Zukunft haben keine Aussicht auf Erfolg.

In Schulangelegenheiten ist der Unterzeichnete nur an den Wochentagen vormittags von 8—12 Uhr in seinem Amtszimmer im Gymnasialgebäude zu sprechen.

Kattowitz, im März 1904.

Professor Dr. Hoffmann,
Gymnasial-Direktor.

Lit. hist. V. Qu. in 100 u 4

Über einige der hervorragendsten ausländischen Romane des 19. Jahrhunderts.

Von

Franz Hacks

Oberlehrer.

ZWEITER TEIL.

III. Tolstoi, Anna Karenina.

IV. Zola, Germinal.

KÖNIGLICHE UND UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BRESLAU.

BEILAGE

zum XXXIII. Jahresbericht des städtischen Gymnasiums zu Kattowitz.

1904. Progr.-Nr. 228.

1904. 3208.

KATTOWITZ.

Gebrüder Böhm, Buch- und Kunstdruckerei.

1904.

Tolstoi, Zola, diese beiden um die Jahrhundertwende ragenden Säulen der ausländischen Literatur aus dem an befruchtenden neuen Ideen so reichen letzten Drittel des 19. Jahrhunderts — wie verschieden und doch wie gleichartig sind sie! Dort der aus den höchsten Schichten stammende russische Adelige, der nach einer stürmischen, mit den mannigfachsten seiner Klasse entsprechenden Beschäftigungen zugebrachten Jugend Einkehr hält und in dem tätigen Christentum seinen Lebenskreis und den Frieden seiner Seele findet, der in der rohen Volkskraft des russischen Riesenreiches das erblickt, was seinem Vaterlande allein aus unzähligen Missständen aller Art heraushelfen kann, der in diesem mit gesundem und billig denkendem Sinn begabten, wenn auch von manchen Lastern niedergehaltenen niederen Volke, besonders den Landbewohnern, bei all seinem Schmutz und Elend den christlichen Geist entdeckt, mittels dessen es „den Sinn des Lebens“ richtig auffasst und löst, der deshalb eine Menge christlicher Gedanken, die im Laufe der Zeiten in den Hintergrund getreten sind, in allen Schichten der Bevölkerung wiederzuerwecken sucht, in dem Bewusstsein, dass aus der Erkenntnis und der Nachfolge des Geistes Christi schon hienieden für den einzelnen wie für die Gesamtheit das Heil der Menschheit geboren wird, der sich bemüht, seine Anschauungen auch in die Tat umzusetzen, um nicht minder durch sein Beispiel als durch seine Lehre zu wirken — hier der Mann des Volkes, grossgeworden in einer Zeit, wo sich das französische Kaiserreich mit der Kirche verbindet, um alle freiheitlichen Regungen im Volke mit Gewalt niederzuhalten, bis es endlich bei Sedan seinen Zusammenbruch erlebt (La Débâcle), der auch in dem neuen republikanischen Frankreich die Kirche stets auf seiten der Fortschrittsgegner sieht, der es daher bei allem Verständnis für die wundersam tröstende und erhebende Poesie der katholischen Kirche, eine Poesie, die wenige Menschen mit so innigen Farben darzustellen gewusst haben wie er (Lourdes), nicht von ihr ein Wiederaufflammen ihrer ursprünglichen Ideale zu erhoffen vermag (Rome), sondern das künftige Heil der Welt in der allmählich fortschreitenden Wissenschaft und dem sich immer mehr entwickelnden sozialen Gerechtigkeitsempfinden erblickt (Paris). Aber trotz dieses grundlegenden Unterschiedes — wie gleichartig sind die beiden! Sie gehören zu den wenigen auserlesenen Schriftstellern, welche die Kraft besitzen, den Leser der Welt ererbter und anerzogener Vorurteile zu entreissen und ihn zu zwingen, ihrem hohen Geistesfluge, wenn auch mit halbgelähmten Flügeln, nachzufolgen. Weltentrückt und weltentrückend thronen sie in einsamer Höhe und schauen auf das Menschengewimmel unter sich, und was sie von ihren Entdeckungen mitteilen, ist wert, dass Männer es lesen und überdenken. Wahrheit und Gerechtigkeit predigen sie mit tausend Zungen; die Wirklichkeit betrachten sie mit Adlerblicken und stellen sie dem entgegen, was die alten Systeme unbekümmert um die fortschreitende Erkenntnis als unverbrüchliche Wahrheit lehren, wenn auch der Lehrende unzählige Tatsachen sieht bezw. nach Möglichkeit übersieht, die jenen alten Lehren widersprechen; die erkannte Wahrheit sprechen sie unerschrocken aus, wenn sie sich damit auch noch so schlimmen Missdeutungen aussetzen; die Gerechtigkeit, die schliesslich nichts anderes ist als die in das Gefühl und die Tat

übergesetzte Logik der Tatsachen, fordern sie mit beredtem Munde, fordern sie in erster Linie für das Volk, den grossen Stummen, der sein Leid meistens in stiller Geduld getragen hat, nur selten jemand findend, der wie Christus „das Volk sah und bemitleidete, weil es geplagt war"; mit einem Meer von Bruderliebe überschütten sie ihre leidenden Mitbrüder und rufen mit lautem Schrei die Zukunft herbei, da die Gegenwart den Armen nicht einmal ihr in Ehren erworbenes Brot sichert und selbst Witwen und Waisen in Not und Schmach verkommen lässt. In einer Zeit, wo die meisten Wissenden nicht den Mut haben, für die fortschreitende Entwicklung der Menschheit und die offenbarsten sittlichen Ideale einzutreten, da sie befürchten müssen, deswegen einer Partei zugerechnet zu werden, die, durch mangelndes Entgegenkommen verbittert und durch verblendete Führer auf Abwege gedrängt, den Umsturz alles Bestehenden auf ihre Fahne geschrieben hat und unter dieser die führerlosen Volksmassen sammelt, erheben diese beiden trotz aller Anfechtungen und Verdächtigungen mannhaft ihre Stimme für die Gerechtigkeit und gegen die rohe Vergewaltigung, ein Vorbild für alle, die weder zur sozialistischen Herde noch zu den gedankenlosen Anbetern der augenblicklichen Verhältnisse gehören. Kann man die Stimme dieser Männer überhören? Kann man im Ernste glauben, man werde die heranwachsende Jugend von dem Lesen dieser grossen Schriftsteller abhalten, indem man entweder gar nicht von ihnen spreche oder mit einigen dürftigen Redensarten auf die Gefahren hinweise, die mit dem Lesen ihrer Werke verknüpft sind? Da halte ich es doch für viel verständiger, schon die heranwachsende Jugend darüber aufzuklären, welche Bücher dieser beiden Schriftsteller empfehlenswert sind, und in welcher Lebenszeit sie dieselben lesen soll. Zur Lösung dieser schweren und allerlei Missdeutungen ausgesetzten Aufgabe soll diese Abhandlung ein wenig beitragen.

III. Tolstoi, Anna Karenina.*)

Unter allen Romanen, die uns das Ausland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschenkt hat, halte ich für den in psychologischer Hinsicht hervorragensten „Anna Karenina" von Tolstoi; trotz des Rufes, in dem der Verfasser bei vielen steht, wage ich es, die ins Leben hineintretende Jugend ganz besonders auf dieses Buch hinzuweisen und ihr zu empfehlen, sich nach Verlassen der Schule damit zu beschäftigen (ich sagte schon im I. Teil, dass, wenn ein besonders reifer Schüler der Prima ein derartiges Buch schon auf der Schule liest, dies auch nichts schadet, und dass andere Schüler es nicht lesen werden).

*) Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wurde geboren 1828 auf dem Gute Jasnaja Poljana bei Tula, auf welchem er jetzt noch lebt. „Anna Karenina" erschien 1876. Die russische Ausgabe (Kuschnereff, Moskau) kostet 12 Mk., die bei Reclam erschienene, von mir benutzte Übersetzung von Hans Moser kostet gebunden 2,50 Mk. Sie ist im Ausdruck leidlich, im Stil unbeholfen und enthält eine Menge handgreiflicher Fehler, von denen ich eine Anzahl mit Hilfe eines befreundeten Amtsgenossen aus den angeführten Stellen entfernt habe. „Seit Tolstoi sich von dichterischen Arbeiten mehr abgewendet hat, ist er Moralphilosoph geworden, der aus den Evangelien die reine Religion Christi festzustellen sucht und seiner humanen Gesinnung in volkstümlichen Erzählungen und philanthropischen Abhandlungen, vor allem aber in der Umgestaltung seines eigenen Lebens Ausdruck gibt. Die von ihm geforderte Einfachheit, Bedürfnislosigkeit und Nächstenliebe betätigt er durch Annäherung an die Sitten des Volks, durch anstrengende körperliche Arbeit und durch Hilfeleistung in Volksnöten. Durch seine Schriften hat er auf die russische Volksseele geistig und sittlich einen sehr wohltuenden Einfluss geübt und gegen die moralische Fäulnis der besitzenden und gebildeten Klassen erfolgreich angekämpft." (Aus dem Artikel über Tolstoi im Konv.-Lexikon von Brockhaus.)

Wer sich über Tolstois Ansichten kurz unterrichten will, lese die Broschüre von Professor Dr. Achelis (Leo N. Tolstoi, Berlin, Gose & Tetzlaff, 50 Pf.), in der sich auch eine Aufzählung seiner Werke und der Tolstoiliteratur befindet.

Das Beste dieser Abhandlung verdanke ich meiner Schwester Anna.

Über Tolstoi herrschen selbst unter den Gebildeten die widerstreitendsten Ansichten. Die einen verehren ihn als den Schöpfer und Prediger einer neuen Religion bezw. Weltanschauung, als religiösen und sozialen Reformator; die anderen bekämpfen ihn eifrig auf Grund derselben Auffassung, fürchtend, er möchte mit seinen Schriften die Jugend verderben. Sehr viele haben nur seine Kreutzersonate gelesen und meinen deshalb berechtigt zu sein, über seine sittenverderbenden Anschauungen loszuziehen. Hier ist nicht der Ort, im einzelnen zu dem sittlichen Werte von Tolstois Wirken und Werken sowie zu seinen Ansichten Stellung zu nehmen; ich möchte nur betonen, dass es einer tüchtigen Vorbildung in Theologie, Philosophie und Volkswirtschaftslehre sowie einer umfassenden Kenntnis des wirklichen Lebens bedarf, um an seine Tendenzschriften mit Verständnis heranzutreten, und dass diese folglich für die Jugend gänzlich ungeeignet und gefahrbringend sind. Wer Tolstoi nur aus einer dieser Tendenzschriften kennt, wird beim Lesen von „Anna Karenina" aufs höchste überrascht sein. Welch einfaches und trotzdem oder gerade deshalb wunderbar schönes Buch ist dieser Roman, den die heranwachsende Jugend, sodald sie eine gewisse Reife erreicht hat, sicherlich mit grösstem Gewinn für ihre geistige und sittliche Ausbildung lesen wird!

Für viele wird freilich der blosse Name des Verfassers hinreichen, um die Jugend vor allen seinen Schriften zu warnen. Sein Ruf wirkt abschreckend. Aber mancher ist besser als sein Ruf und mancher schlechter. Das gilt sowohl für das Leben wie für die Literatur. Die schärfsten und zugleich oberflächlichsten Urteile über einen Menschen bezw. ein Buch werden meistens von solchen abgegeben, deren Urteilskraft durch möglichst geringe Sachkenntnis getrübt wird. Allerdings ist es noch jedem grossen Mann, der die sittlichen Schäden seiner Zeit rügte und ihr unangenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen wagte, so ergangen wie Sokrates: er verdirbt die Jugend, indem er andere Götter lehrt als der Staat,*) so hat der Chor der geistig und sittlich meist weit niedriger stehenden Ankläger stets geschrieen. Man vergegenwärtige sich doch einmal, was das für eine Zumutung an die grossen Schriftsteller ist, die ihrer Zeit weit vorauseilen, von ihnen zu verlangen, sie sollten so denken und schreiben, wie es den jeweiligen Machthabern passt! Die Hauptquelle aller Angriffe auf die grossen Geister der Menschheit ist der instinktive Hass der Beschränktheit gegen alles Neue, weil das Verständnis des letzteren von ihr ungewohnte Denkarbeit verlangt. Dass man auf Grosses und Schönes deshalb verzichten soll, weil es von einem bei denen, die ihn nicht hinreichend kennen, in schlimmem Rufe stehenden Schriftsteller herrührt, ist zwar eine weit verbreitete Meinung, die aber schon deswegen entschieden bekämpft werden muss, weil sich unter den begabten Jünglingen doch stets viele finden werden, die derartige Bücher trotz allem lesen und dann, wenn sie den grossen Irrtum ihrer Lehrer erkannt haben, Folgerungen zu ziehen geneigt sind, die diesen sicherlich nicht recht sein werden. Es ist ja hinlänglich bekannt, in welches Licht sich die Schule durch die Stellung vieler Lehrer zu dieser Sache bei vorgeschrittenen Kreisen gesetzt hat. Was insbesondere den Roman „Anna Karenina" betrifft, so kann ich es keinesfalls begreifen, wie einer, der ihn genau gelesen hat, ihn nicht für ganz tadellos halten kann, sowohl was den allgemeinen Moralstandpunkt als auch was die Art der Ausführung im einzelnen betrifft. Sicherlich wird man den Lehrer nicht verdammen, der seinen Primanern für die spätere Zeit ihres Lebens das Lesen der Romane Goethes empfiehlt; und doch ist die in diesen zu Tage tretende Lebensanschauung geradezu frivol zu nennen verglichen mit dem sittlichen Ernste, den Tolstoi in unserem Romane zeigt (man verstehe wohl, ich behaupte nicht, dass sie an und für sich frivol sei). Freilich beschäftigt sich das Buch ausser mit unzähligen andern Dingen auch viel mit Liebes- und Ehefragen, wie das in der Natur eines Romanes liegt; während das manchem einen Vorwand gibt, vor dem Buche zu warnen, möchte ich das als einen Grund mehr

*) Die ganze Naivität dieser Anklage tritt im Griechischen viel klarer zu Tage, wo πολις zugleich Stadt und Staat bedeutet.

bezeichnen, um das Buch für einen trefflichen Lebensführer zu halten. Wer soll denn die Jugend in solchen Dingen führen und aufklären? Die in diesem Punkt ziemlich allgemein übliche Vogel-Strauss-Politik bringt es mit sich, dass die berufenen Erzieher sich in der Regel mit allgemeinen Winken begnügen. So erfolgt denn die Aufklärung meist durch das brutale Leben, leichtsinnige Freunde und fragwürdige Lektüre. Wo sind aber die idealen Führer auf diesem Gebiete? Gewiss kann man eine Menge Bücher nennen, welche die Liebes- und Ehefragen im „idealen" Sinne behandeln, indem sie sich an dem Wirklichen vorbeidrehen; aber damit ist der Jugend auch nicht gedient. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen setzt sich gerade unsere deutsche Romanliteratur aus zwei in gleicher Weise unbrauchbaren Gruppen zusammen: die ältere, sentimentale Richtung schildert die „Liebe", d. h. sie schildert, wie die beiden Liebenden sich viele hundert Seiten hindurch gegenseitig quälen, bis sie sich endlich „kriegen", worauf dann der Vorhang fällt, und die jüngere, angeblich realistische schildert die „unzufriedene Frau", die bei ihrem „brutalen" Gatten kein Verständnis findet und dies daher anderswo sucht u. s. w.*) Wenn ich hier Tolstois „Anna Karenina" empfehle, so hoffe ich bestimmt, den grossen Kreis derjenigen, die darin eins ihrer Lieblingsbücher verehren, noch zu vergrössern. Jedes Stückchen Idealismus, das sich der Jüngling auf dem Gebiete der geschlechtlichen Liebe bewahrt, ist ein Gewinn für die Menschheit: aber Idealismus ist nicht Heuchelei und Selbstbetrug. Unser Roman pflegt gleichzeitig die Wahrheit und die edle Gesinnung.

Wir wollen nunmehr zu einer allgemeinen Besprechung unseres Buches und seiner Vorzüge übergehen.

Gleichwie die moderne Reformbewegung für gesundheitliche Frauenkleidung für die meisten, die sie mitmachen, nur eine Modesache ist und mit dem Wunsche, gesund zu werden oder zu bleiben, wenig oder garnichts zu tun hat, so haben die meisten realistisch sein wollenden Romane mit der Wirklichkeit herzlich wenig zu tun. Es ist Mode, dies und jenes zu beschreiben, diese und jene Ausdrücke, selbst eine bestimmte Satzform anzuwenden, und folglich wird's gemacht. Die meisten Schriftsteller gehen gar nicht von der Absicht aus, das Leben zu beschreiben, soweit sie es kennen**), sondern sie ahmen mit völlig unzureichenden Kräften gewisse grosse Vorbilder nach. Fast möchte ich sagen, dass Tolstoi der einzige ist, der uns eine Darstellung des Lebens gibt, wie es sich tatsächlich abspielt. Er lässt die Tage, die seine Menschen durchleben, so an uns vorüberziehen, wie wir die unsrigen verbringen, mit ihrer Abwechselung von Glück, Leiden, Vergnügen, Ärger, Langeweile und vor allem mit ihren ewig wechselnden Stimmungen. Vielleicht bilden diese ja mehr das Leben als die Ereignisse, jedenfalls ist man von seinen eigenen Stimmungen mehr abhängig als von äusseren Eindrücken. Sie machen uns glücklich oder unzufrieden. Kein Buch macht uns so wie dieses klar, dass das Leben aus einer Menge Kleinigkeiten besteht, die, in der Gegenwart sich aneinander reihend, uns jedesmal wie etwas äusserst Wichtiges beschäftigen, dann, wenn sie vergangen sind, für uns keinen oder nur geringen Wert besitzen. Hierauf beruht der für uns so wichtige fortwährende Stimmungswechsel, der Mangel an Einheitlichkeit, der unser Leben beherrscht. Weiss ich, was mich in einem Jahre interessieren und beschäftigen wird? Und doch glaubt man in jedem Augenblick, die Gefühle und Interessen, die man gerade hat, müssten bleiben, könnten sich gar nicht ändern. Nur weil man sich beobachtet, weiss man es besser; das instinktive Empfinden redet anders. Welche Opfer bringen nicht viele für ihre Ideen und Ziele, die, ob erfüllt oder nicht erfüllt, ihnen schon bald gleichgültig sind! Dies beständige Schwanken der Gefühle, der Zukunftspläne, der Welt-

*) Man sieht deutlich, wie unsere Durchschnittsromane hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht als Lesepublikum rechnen.

**) Die rühmlichste Ausnahme in Deutschland ist zweifellos Gerhart Hauptmann.

und Menschenauffassung findet sich nicht nur bei der männlichen Hauptperson des Romans, Lewin, sondern bei allen Tolstoischen Gestalten.

Ganz eigenartig ist die Erzählungsweise, ich meine nicht den Stil — der ist so schlicht und einfach, dass er einem nach all dem gekünstelten Zeug, was man sonst zu lesen bekommt, ordentlich wohltut, im ganzen etwas trocken, nur selten stärkere Töne anschlagend und noch seltener überschwengliche Ausdrücke gebrauchend — sondern die Art, wie er uns seine Personen vorführt und bis in die kleinsten Einzelheiten ihre Empfindungen, Gedanken, Gespräche und Handlungen beschreibt. Vielleicht ist das für viele langweilig und werden diese nur die hinreissend schönen Liebesgeschichten gerne lesen. Aber gerade jenes ist für den, der eine Vorliebe für Psychologie hat, eine nie versiegende Quelle des Genusses. Dieses Buch erzählt uns in der gleichen natürlichen Weise von den allergrössten und allerkleinsten Freuden und Leiden des Daseins, ohne dabei roh und hässlich (wie die französischen Naturalisten) oder öde und trivial (wie die meisten deutschen Romane) zu werden. Der Hauptvorzug des Buches besteht nicht in dem Entzücken des ersten Lesens, wo es sicher schon so mächtig wirkt wie nur wenige andere, sondern darin, dass man es immer wieder lesen kann, dass man es aufschlagen kann, wo man will, um sich sofort wieder hinein zu vertiefen. Besonders die Lewinsche Welt ist ja mehr oder minder die eines jeden philosophisch veranlagten Menschen: dieses fortwährende Nachdenken über sich selbst, diese Mischung von Menschenverachtung und Menschenliebe, diese wechselnden, von solchen Dingen abhängigen Stimmungen, die auf andere Menschen kaum einwirken, dieses Philosophieren und Disputieren, dieses Interesse für die grossen und allerkleinsten Dinge. Man findet in einem Buche so gern sich selbst mit seinen eingestandenen und uneingestandenen Schwächen, seinen kindlichen Freuden und unbegreiflichen Interessen, diesem Angelpunkt der Seele, um den sich für uns alles dreht, für den man aber bei den anderen Menschen so wenig Entgegenkommen und noch weniger Verständnis findet.

Wie gutmütig und wohlwollend überhaupt Tolstoi von allem erzählt, was uns ein wohliges Empfinden bereitet! Ach diese Dummheiten, die den Menschen entzücken, diese befriedigten kleinen Eitelkeiten, die ihn beglücken, ohne dass er es sich eingesteht! Man prüfe sich einmal selbst in dieser Beziehung! Wirkliches Glück wird im Leben nur in seltenen, meist recht kleinen Dosen verzapft, die meisten Freuden haben so recht kindliche Quellen. Wer das nicht weiss, hat keine Selbstkenntnis. Wie abhängig ist man von der Bewunderung und dem Lobe anderer, mag man auch noch so sehr auf sich selbst gestellt (αὐτάρκης) sein! Wenn man auch weiss, wie gleichgültig dem andern schliesslich das ist, was er lobt, und wenn man auch sein Urteil gar nicht für massgebend hält, so freut man sich doch, falls nur die kitzliche Stelle des Selbstgefühls berührt wird. Es gibt hunderterlei Kleinigkeiten dieser Art, die man im Leben beständig beobachten kann, die man aber sonst fast nirgends beschrieben findet, und die doch zur wirklichen Charakterisierung des Menschen unbedingt nötig sind, z. B. die vollständige Unmöglichkeit für die meisten Menschen, einen andern mit Interesse anzuhören, wenn es nicht gerade ihre eigenen Interessen sind, über die der andere spricht. Ja, wer interessiert sich für die Interessen anderer? In diesem Punkte wird in allen andern Büchern unsinnig drauf losgeschwindelt. Mit engelhafter Selbstlosigkeit geht da immer einer auf des andern Worte ein, als ob er im Augenblick sein eigenes Ich ganz vergessen hätte, und Rede und Gegenrede fügen sich in gleichem Gedankengange so schön aneinander, dass ein einziger alles hätte sagen können. Aber Tolstoi lässt die Menschen so miteinander sprechen wie im Leben: selbst wenn sie auf das eingehen, was den andern interessiert, sind sie fortwährend mit ihren eigenen Gedanken und Interessen beschäftigt. Selbst die Klügsten seiner Klugen heucheln nur Interesse, und das erscheint bei ihnen als eine ihrer schönsten Seiten, wenn sich ein wenig Anteilnahme an der anderen Person damit verbindet. Höre ich nicht den entsetzten Ausruf: Wie,

Heucheln soll schön sein! Jawohl, wo die Menschen einmal so sind, hauptsächlich in sich selbst aufgehend und sich um die anderen meistens nur dann kümmernd, wenn sie Nutzen oder Vergnügen aus ihnen ziehen wollen, ist es eine herzgewinnende Eigenschaft, wenn jemand auf die Interessen eines anderen eingeht, auch wenn er sie nicht teilt. Es ist erstaunlich, wie Tolstoi so einzig dieses Gemisch von natürlicher und kluger Liebenswürdigkeit versteht, die gleichzeitig aus dem Wunsche, anderen zu gefallen, und aus dem, sie zu erfreuen, hervorgeht. Im Leben und in den meisten Büchern ist es Sitte, solche menschlichen Züge mit scharf begrenzte Eigenschaften bezeichnenden Namen zu belegen, wobei man dann, je nachdem einem die betreffende Person sympathisch ist oder nicht, ganz andere, oft entgegengesetzte Bezeichnungen anwendet. Dafür liessen sich Dutzende von Beispielen anführen.

Tolstois Menschen sind so unglaublich menschlich. Wie so ganz kindlich-naiv ist im Grunde genommen ihr Sinn! (Welch kindisch Spiel liegt doch im tiefen Ernst!) Die Menschen werden immer viel zu ernst genommen, und sie sind doch für gewöhnlich bloss Spieldosen, die aufgezogen werden und dann ihr Stück herunterhaspeln, besonders dann, wenn sie etwas recht Feierliches und Wichtiges machen. Das Schlimme dabei ist nur, dass sie so wenig Empfinden für fremde Qualen haben, während ihre Empfänglichkeit für die eigenen kleinen Leiden und Freuden mehr harmlos ist. Wie sie sich über eine Anerkennung, ein bisschen Lob freuen, wie sie sich fortwährend zur Schau stellen, wie sie sich immer so „fühlen", wie ein Kind, das an einem Wochentage sein Sonntagskleid anhat, wie eingebildet und von sich eingenommen sie sind, wie gedankenlos jeder über andere aburteilt, nicht aus bösem Willen, sondern aus Unfähigkeit, daran zu denken, dass er ja eigentlich nichts von dem andern weiss oder dass er in derselben Lage auch nicht besser gehandelt hat bezw. handeln würde! Fast jeder hat ja die Überzeugung, dass er alles recht macht und die andern alles unrecht. Tolstois Leute denken und sprechen genau wie die wirklichen: Ich würde das besser machen. Wenn jedem Menschen das Register seiner derartigen Behauptungen vorläge, wie oft müsste er errötend gestehen: Welchen Unsinn habe ich doch gesagt! Aber jeder verfällt trotz der fortwährenden Erfahrung, die er machen könnte, beständig von neuem in diesen Fehler. Auch die wunderbare Eigentümlichkeit haben alle Tolstoischen Gestalten, dass sie soviel Unrecht erleiden und so wenig anderen zufügen, wo doch ohne viel Nachdenken klar ist, dass hier eine optische Täuschung vorliegen muss.

Ich begann „Anna Karenina" von neuem zu lesen und war erstaunt über den hundertfältigen Reiz, der in diesem Buche liegt. Es ist die Melodie des Lebens, die uns daraus entgegenklingt, aber so zart gestimmt, so von Schönheit und Güte verklärt, so von Menschenliebe durchtränkt und so voll des allerfeinsten Verständnisses für jede Regung der Menschenseele, dass die ganze nüchterne Prosa des Daseins wie in einen duftgewebten Schleier von Poesie eingehüllt erscheint. Ein eigenartiger Zauber liegt in dieser Verbindung der realistischen Beschreibung der einfachsten Vorgänge und alltäglichsten Dinge mit der Schilderung der tiefsten, schönsten und reinsten Gefühle. Wohl versteht Tolstoi auch die grosse Leidenschaft zu schildern mit ihrer beglückenden und verheerenden Wirkung, die alles niederreisst, was bisher Freude und Interesse im Leben gewesen, und dafür eine ganz neue, nie gekannte Welt aufbaut; aber genau so ergreifend und hinreissend weiss er auch von einfachen Dingen zu erzählen. Wie ausführlich, lieblich und überaus natürlich beschreibt er das konventionelle Braut- und Ehestandsglück sowie die Geburt des ersten Kindes, alle diese Geschichten, die überall und immer passieren und im Herzen vieler, vieler Menschen tiefe, warme, gute Empfindungen aufrühren, die sie vielleicht sonst nie gehabt haben und auch später nicht mehr haben werden! Ich meine, wer diese Sachen nicht mit grosser Anteilnahme liest, muss entweder noch gar nichts erlebt haben oder jeder tiefen Empfindung bar sein.

Es grenzt an das Wunderbare, wie dieser Mann so genau die innigsten und zartesten Gefühle der Menschen versteht und darstellt, jene, die man kaum selber an sich kennt, die man sich selbst kaum gesteht. Er zeigt das gleiche Verständnis für alles, was den Geist des Mannes beschäftigt, wie für die ganze Skala des weiblichen Gefühllebens, angefangen von dem Entzücken über einen Balltriumph und der halb kindlichen Angst, Hoffnung und Liebe eines Mädchenherzens bis zu den Schmerzens- und Wonneschauern einer jungen Gattin und Mutter. Die kleinen Freuden und Leiden, die jeder Tag dem Mutterherzen bringt, schildert er ebenso anziehend und ergreifend, wie die verzweifelte Zärtlichkeit der Mutter, die ihr Kind verlassen und für immer verloren hat. Er kennt nnd beschreibt die Abhängigkeit der Frau vom Manne, zum mindesten vom geliebten Manne, die eine Folge ihres Zärtlichkeitsbedürfnisses und ihres engen Interessenkreises ist, und die damit zusammenhängende weibliche Beschränktheit, die sich bei guten Frauen in der Konzentration auf Mann, Kinder, Familien- und Haushaltsangelegenheiten, bei den anderen in Flirt, Gesellschaftsklatsch und Modetorheiten äussert, die Frauen in der Regel unfähig macht, die beruflichen, politischen und religiösen Interessen der Männer zu verstehen, und die ihnen eigentümliche Engherzigkeit erklärlich erscheinen lässt. Aber im Grunde bewundert er die Frauen sehr; er schätzt ihre natürliche Klugheit, ihre Anpassungsfähigkeit, ihre liebevolle Diplomatie, ihr mitfühlendes und sorgendes Herz. Tolstoi singt in diesem Buche förmlich das Hohelied der Frau — des jungen Mädchens, der zarten, knospenden, geheimnisvollen Blüte, die ihre eigene Sehnsucht, deren Bedeutung, Erfüllung und Zweck nicht versteht — der jungen Frau, der vollerblühten, duftenden Blume, die glückspendend und segenbringend, herrlich in der Kraft ihrer jungen Liebe, voll Mut die Leiden erträgt, welche die Natur ihr auferlegt — endlich der Frau in der vollen Entfaltung ihrer Tätigkeit, der liebenden treuen Gattin und in ihren Kindern aufgehenden Mutter, deren Geduld und Aufopferung unerschöpflich ist. Diese letzere, nicht die einmalige, augenblickliche, sondern die immerwährende, scheint ihm das Schönste und Heiligste zu sein, was die Welt besitzt. Unglaublich altmodisch, nicht wahr, ihr Modernen? Hätte Tolstoi nun dies aufdringlich und tendenziös proklamiert, diese Personen, wie meist üblich, als engelhafte, unfehlbare und tadellose Wesen dargestellt, so wäre die Wirkung niemals so mächtig, hinreissend und überzeugend wie jetzt, wo es nur Menschen mit all ihren Fehlern, Irrtümern, Schwächen und Launen sind. Selbst auf die verbrecherische Frau, die für ihre Leidenschaft Gatten und Kind verlässt, fällt ein Strahl jener Verklärung. Ihre Sünde ist ja ihr höchstes Weibtum, die Sehnsucht nach Liebe, der Trieb, glücklich zu machen und glücklich zu sein, und sie geht ja zu Grunde an ihrer unhaltbaren Stellung, da sie den Geliebten nicht als ihren rechtmässigen Gatten ehren, sich nicht in seinem Besitz sicher fühlen und nicht auf dieser Grundlage ihr Leben aufbauen kann, wie es für die Frau so unbedingt notwendig ist, sowie an dem Konflikt, die beiden mächtigsten Neigungen ihres Lebens, die zum geliebten Manne und zu ihrem Kinde, nicht vereinigen zu können.

Unser Roman besitzt in den verschiedensten Beziehungen eine grosse Ähnlichkeit mit Thackerays Vanity Fair; vieles, was ich im ersten Teile über dieses Buch gesagt habe, könnte ich hier wiederholen. Es wäre eine interessante Arbeit, eine Parallele zwischen den beiden Romanen zu ziehen; die Ähnlichkeiten erstrecken sich nicht nur auf die allgemeinen Seiten derselben, sondern auch auf viele Einzelheiten ihrer Handlungen. Der Hauptunterschied ist jedenfalls der, dass bei Tolstoi gänzlich jener köstliche, allerdings oft bis zur schärfsten Satire sich steigernde Humor fehlt, der uns bei Thackeray selbst mit den bittersten Lebenswahrheiten aussöhnt und in uns ein Bild von ihm zurücklässt wie von einem liebenden Vater, der dem Treiben seiner fröhlichen Kinderschar milde lächelnd zusieht, solange nur niemand allzu unartig wird. Tolstoi dagegen behält seine ernste Miene, selbst wenn er eine humoristische Scene schildert. Aber dafür ist sein inneres Wohlwollen desto grösser, fast zu gross; selbst wenn die Menschen sündigen, schilt er nicht sie, sondern nur ihre

Sünde, so das christliche Ideal verwirklichend. Wie sehr er uns auch zu Bewusstsein bringt, was Sünde und Unrecht ist, so gibt es für ihn noch viel weniger als für Thackeray „gute“ und „schlechte“ Menschen. Wir werden hierauf später zurückkommen, wenn wir von den Personen seines Romans reden. Ein zweiter wichtiger Unterschied ist die fast allen seinen Gestalten innewohnende „Lebenskraft, das, was man Herzensfrische nennt, jenes Streben, welches den Menschen veranlasst, aus all den unzählig sich bietenden Lebenswegen einen auszuwählen und diesen einen zu erstreben“. (I, 331.) Während es den Thackerayschen Personen durchweg an Schaffensfreudigkeit fehlt und er im besten Falle „ein finsteres puritanisches Pflichtgefühl als Triebfeder idealistischen Strebens anzuerkennen scheint“ (Bleibtreu), die Gesamtwirkung von Vanity Fair daher ein Durchtränktsein von der Nichtigkeit des Irdischen, ein aus Lachen und Wehmut gemischtes Herabschauen auf die menschlichen Torheiten und Schwächen, ein resigniertes Sichzurückziehen vor der äusseren Welt in die innere, selbstgebaute Welt ist, gibt Tolstoi fast allen seinen Personen seine eigene nie versagende Lust am Ausgestalten des individuellen Lebens, wodurch uns dieselben durchweg so sympathisch erscheinen.

Die Ähnlichkeit der beiden Romane zeigt sich auch in ihrer Anlage. Hier wie dort gibt es zwei Handlungen, die in fast gleichem Umfang nebeneinander laufen und nur zuweilen sich kreuzen. Hier wie dort ist die eine Geschichte gleichsam positiv, die andere negativ; die eine läuft „glücklich“ mit Menschen und Schicksal versöhnend aus, die andere „unglücklich“, die auf den menschlichen Schwächen und Leidenschaften beruhenden Disharmonieen des Menschenlebens zeigend. Die Titelheldin ist die Hauptperson der zweiten Geschichte; wir werden später auf sie zurückkommen, wobei wir dann auch den Kern des Romans besprechen werden, der das Recht gibt, ihren Namen als Titel des Ganzen zu wählen.

Die beiden männlichen Personen, welche im Vordergrunde der beiden Handlungen stehen, sind Lewin und Wronskiy, zwei Männer, die sich in ihren Anschauungen scharf entgegenstehen, zwei Typen, wie sie in der modernen gebildeten Welt häufig vorkommen, der eine das Produkt individueller Entwicklung, der andere das der Gesellschaft. Damit kommen wir auf den Vorzug des Buches zu sprechen, durch den es unter alten Romanen wohl einzig dasteht. Im allgemeinen stellt jeder Verfasser alle seine Gestalten so dar, wie er sie durch die Brille seiner eigenen Welt- und Lebensauffassung sieht, die sogar von ihnen vorwiegend geteilt wird; wenn er eine andere an irgend einer Gestalt vorführt, so tut er das, um sie zu bekämpfen, was am leichtesten dadurch geschieht, dass er den Träger dieser anderen als einen unsittlichen Menschen erscheinen lässt. Nach seinem eigenen Denken und Empfinden beurteilt er alle und alles, ohne daran zu denken, dass jeder, d. h. jeder, der ein bisschen denkt, einen von dem der anderen (wenn auch nicht in allen Dingen) verschiedenen, selbst gewonnenen und erkämpften Standpunkt hat, der im wesentlichen auf seinem Gefühl basiert und im einzelnen durch die Erziehung, die ihm das Leben gegeben hat, und die Gedankenkreise, in denen er sich je nach seinen Studien, seiner Lektüre und seinem Milieu bewegt, bestimmt wird. Wie ganz anders macht es Tolstoi! Bei ihm ist überhaupt nicht von einem auf jenem einseitigen Standpunkt basierenden „Gut“ und „Böse“ die Rede, sondern er spricht von jeder Person aus der Anschauung heraus, die diese selbst von der Welt hat und von der sie bei ihrem Handeln geleitet wird. Naturgemäss ist ein riesiger Unterschied zwischen den einzelnen Anschauungen. Nicht nur die allgemeine Lebensauffassung, die Stellung zum weiblichen Geschlecht, die Begriffe über die Pflichten gegen Frau und Kinder, über die Gesellschaft, Religion u. s. w. sind grundverschieden, sondern auch die Ansichten in minder wichtigen Dingen. Nicht nur Lewin und Wronskiy, sondern auch die übrigen Hauptpersonen, ja sogar die Nebenpersonen werden uns als ebenso sehr in ihrem Denken und Empfinden wie in ihrem Charakter von einander abweichend vorgeführt, und doch ist jeder in seiner Art ein guter Mensch. Das hindert sie indessen nicht, sich gegenseitig zu belächeln, spöttisch

zu kritisieren und zu verachten, weil sie einander nicht begreifen. Meines Erachtens ist das nirgends sonst beschrieben, und man sieht's doch alle Tage.

Die Eigenschaften der einzelnen Menschen stammen vorwiegend aus ihren natürlichen Anlagen; selbst die Bildung (das Wort im allgemeinsten Sinne genommen) ändert den natürlichen Charakter nicht um, sondern bringt ihn nur zur Entfaltung, schleift ihn mehr oder weniger ab, nimmt ihm die rauhen Ecken, so dass er abgerundet, ja zuweilen zu glatt erscheint, während der Ungebildete leicht einen groben und ungeschliffenen Eindruck macht. Auch die Ansichten beeinflussen den Charakter wenig; das Umgekehrte findet in viel stärkerem Grade statt, indem man das eigene Handeln durch die instinktive Wahl seiner Ansichten zu rechtfertigen sucht. Soweit also das Handeln lediglich der Ausfluss der Eigenschaften eines Menschen ist, hat es wenig mit seiner Bildungsstufe und seinen Ansichten zu tun. Aber das Handeln hat auch noch eine zweite Quelle: die teils bewusste, teils unbewusste Einwirkung des Milieus und der darin zu Recht bestehenden Normen. Dieser Druck ist so stark, dass vielen in gewissen Dingen der Gedanke, anders zu handeln, als man in ihrem Kreise von ihnen erwartet, gar nicht kommt. So kann es geschehen, dass zwei Menschen mit ähnlichem Charakter, ähnlichem Denken und Empfinden je nach ihrem Milieu in einer bestimmten Sache ganz verschieden handeln. Es ist klar, dass die Einwirkung eines Gesellschaftskreises um so stärker ist, je ausschliesslicher einer darin gelebt und je weniger er zu einer selbständigen Auffassung der Dinge neigt.

Wronskiy vereinigt in sich alle Vorzüge, die einem Menschen im gesellschaftlichen Leben die fast allgemeinen Sympathieen erwerben. „Er ist reich, schön, hat mächtige Konnexionen, ist Flügeladjutant und obendrein ein sehr lieber, guter Mensch“ (I, 54), dazu klug, gütig, von feiner Bildung und vollendeter Selbstbeherrschung, er liebt seinen Beruf und seine Kameraden und wird von diesen geachtet und bewundert, von vielen sogar geliebt. Es erscheint aber natürlich, dass er, der stets mitten im gesellschaftlichen Leben gestanden hat und keinerlei Anlagen zu philosophischem Nachdenken besitzt, die Anschauungen seines Milieus, der russischen Hofgesellschaft, angenommen hat. „Für ihn teilten sich alle Menschen in zwei Klassen, die vollständig entgegengesetzt waren. Die eine derselben war die niedere Klasse, das waren die Gemeinen, die Dummen und, was die Hauptsache bildete, die für ihn komischen Menschen, die da glaubten, es müsse jeder Mann mit nur einem Weibe leben, mit dem, welchem er sich fürs Leben versprochen habe, die da glaubten, dass ein Mädchen unschuldig, ein Weib schamhaft, ein Mann männlich, standhaft und fest sein müsse, dass man Kinder wohl erziehen, für sein tägliches Brot arbeiten, seine Schulden bezahlen solle und andere Dummheiten ähnlicher Art zu begehen die Pflicht habe. Dies war die Klasse der ihm altmodisch und komisch erscheinenden Menschen. Aber es gab dann noch eine zweite Klasse von Menschen; dies waren die eigentlichen Menschen, zu denen alle die gehörten, welche sich mit Eleganz, Hochmut, Kühnheit und Lust jeder Leidenschaft, ohne zu erröten, hingaben und über alles andere nur lachten.“ (I, 156.)

„Das Leben Wronskiys war insofern ein besonders glückliches zu nennen, als es einen eigenen Kodex von Gesetzen besass, welche ihm alles bestimmt vorschrieben, was er zu tun und nicht zu tun hatte. Dieser Kodex umfasste nur einen kleinen Kreis von Grundsätzen, aber dafür waren diese Vorschriften unantastbar, und Wronskiy, der aus ihrem Kreise nie heraustrat, war nie auch nur eine Minute im Zweifel bei der Erfüllung dessen, was nötig war. Diese Gesetze bestimmten unwandelbar, dass er jenen Gauner bezahlen müsse, den Schneider nicht zu bezahlen brauche, dass man nicht nötig habe, die Männer zu belügen, die Frauen aber belügen könne, dass man niemand betrügen dürfe, höchstens den Ehemann, dass man eine Beleidigung nicht verzeihen könne, aber beleidigen dürfe u. s. w. Alle diese Prinzipien konnten unvernünftig, schlecht sein, aber sie galten wandellos,

und in ihrer Erfüllung fühlte Wronskiy, dass er ein ruhiges Gewissen behielt und den Kopf hoch tragen durfte.“ (I, 422.)

Lewin, sein Gegenstück, hat meistens fast ohne Verkehr auf dem Lande gelebt und besitzt eine völlig naive, urwüchsige Auffassung der Dinge. In der vornehmen Welt ist er ungeschickt und verlegen, er erregt mit seinen seltsamen, entschiedenen Urteilen überall Anstoss, er errötet bei jeder Gelegenheit wie ein Knabe; von Natur ist er „lebhaft, schnell, empfänglich wie alles, aber sobald er in der Gesellschaft ist, erstirbt er oder schlägt sich sinnlos wie ein Fisch auf dem Lande.“ (II, 177.) Vor allem aber ist er gänzlich frei von der Heuchelei, wie sie im gesellschaftlichen Leben verlangt und gepflegt wird. „Du bist ein sehr offener Mensch“, sagt ein Freund zu ihm; „dies eben ist dein Vorzug und zugleich dein Fehler. Du bist ein unverfälschter Charakter und möchtest, das ganze Leben setzte sich aus offenkundigen Erscheinungen zusammen; aber dies ist leider nicht der Fall.“ (I, 57.) So besitzt Lewin in Bezug auf das Leben die Anschauungen eines gutmütigen, natürlichen und von der Civilisation nicht angekränkelten Menschen. Man wird diese Anschauungen bald hinreichend kennen lernen. Dass Tolstoi innerlich auf Lewins Seite steht, kann man sich schon denken. Wohl jeder andere Schriftsteller nun würde den Charakter Lewins als „gut“, den Wronskiys als „schlecht“ hervortreten lassen. Dies ist aber bei Tolstoi nicht im geringsten der Fall. Im Gegenteil, rein menschlich betrachtet, ist uns Wronskiy weit sympathischer. Wir werden auf diesen Punkt später bei der Besprechung der Hauptpersonen zurückkommen.

Etwas, was dem Buch einen höchst charakteristischen Stempel aufdrückt, ist die darin vorgetragene „Philosophie des Lebens“. Wie Marksteine gibt es in jedem Menschenleben Ereignisse, die ihm nicht nur wichtig erscheinen wie alle die Kleinigkeiten, die das alltägliche Leben ausmachen, sondern wirklich wichtig sind, da sie sowohl das äussere wie das innere Leben des Menschen auf eine neue Grundlage stellen. Solche Ereignisse sind der Tod eines uns sehr nahe stehenden Menschen, die Gründung einer neuen Familie durch die Ehe, die Vermehrung der Familie durch die Geburt eines Kindes. Diese den Kern des Menschenlebens bildenden Geschehnisse müssen in einem philosophisch und zugleich gemütvoll angelegten Geiste die Frage nach dem Zweck des Erdendaseins wachrufen. Es leuchtet ein, dass diese durch das Leben aufgezwungene praktische Fragestellung etwas ganz anderes ist als die theoretische Fragestellung, die man jederzeit vornehmen kann, desgleichen, dass in einem Roman Tolstois das Verhältnis von Philosophie und Glaube dabei eine Hauptrolle spielt. Einige Proben aus dieser „Philosophie des Lebens“ werden wir in die nun folgende „Inhaltsangabe“ einflechten; es ist erstaunlich, mit welcher Zartheit und Keuschheit des Empfindens bei aller Realistik jene Ereignisse dargestellt sind. Diese „Inhaltsangabe“ beschränkt sich auf die eine Handlung, diejenige, welche sich um Lewin als Hauptperson dreht. Aus dem Umstande, dass vorzüglich Stellen allgemeinen Inhalts angeführt werden, die sich ja dazu besonders eignen, darf aber niemand schliessen, dass der Roman aus lauter Philosophie bestände; im Gegenteil, es gibt kaum ein wichtiges oder unwichtiges Ding des Lebens, das nicht darin im zwanglosen Plaudertone besprochen würde.

Lewin, der seine Eltern — Landedelleute — früh verloren hat, wird als Student in Moskau von einem Universitätsfreunde, namens Fürst Schtscherbazkiy, in dessen Familie eingeführt, in die er sich regelrecht verliebt. „Alle Glieder dieser Familie, insbesondere die weiblichen, erschienen ihm wie von einem geheimnisvollen, poetischen Schleier verhüllt, und er sah in ihnen nicht nur keinerlei Mängel, sondern vermutete vielmehr unter jenem poetischen Schleier, der sie deckte, die erhabensten Gefühle und alle nur erdenkbaren Vollkommenheiten.“ (I, 30.) Die beiden älteren Schwestern verheiraten sich aber schon bald, und die jüngste, Kity, ist noch ein Kind, als er die Universität verlässt. Nach etlichen Jahren, während deren er sich mit der Verwaltung seines Gutes beschäftigt, kommt er wieder nach Moskau und erkennt, in welche von den drei Mädchen sich zu verlieben ihm

endgültig vom Schicksal beschieden war. Es hätte wohl scheinen können, als ob nichts einfacher sei als dies, dass er, ein Mann von guter Familie, eher reich als arm und im Alter von zweiunddreissig Jahren, der jungen Fürstin Schtscherbazkiy einen Heiratsantrag machte; allem Anschein nach musste man ihn doch als eine gute Partie anerkennen. Aber Lewin war verliebt, und demzufolge schien es ihm, dass Kity ein in allen Beziehungen so vollkommenes Wesen sei, ein so über allem Irdischen erhabenes Geschöpf, er hingegen ein so gewöhnlicher Mensch, ein so niederes Wesen, dass sich nicht einmal daran denken liesse, es würde ihn irgend ein anderer oder gar sie selbst als ihrer würdig ansehen. Nachdem er zwei Monate in Moskau wie im Rausche zugebracht hatte, fast jeden Tag Kity in der grossen Gesellschaft sehend, wohin er sich begab, um ihr begegnen zu können, beschloss er plötzlich bei sich selbst, dass es nicht sein könne, und reiste ab aufs Land.“ (I, 31.) Nach zwei Monaten ernster Überlegung fährt er indes wieder nach Moskau mit dem festen Vorsatz, Kity einen Antrag zu machen. Diese ist ihm zwar wie einem lieben Bruder zugetan und schätzt ihn wegen seiner Biederkeit und Anhänglichkeit, doch hat sie eine unangenehme Empfindung, als sie bei ihrer ersten Begegnung sein Vorhaben merkt, da sie auch von Wronskiy einen Antrag erwartet. Ihr Vater steht auf Lewins Seite, während ihre Mutter, der seine Ungeschicklichkeit in der vornehmen Welt missfällt, ihre Tochter lieber mit dem glänzenden Wronskiy verheiratet sehen möchte. Diese erwartet die Entscheidung noch an demselben Abend nach jener Begegnung, an dem im elterlichen Hause eine Gesellschaft stattfindet. „Sie fühlte, dass der heutige Abend für ihr Geschick entscheidend werden würde, und sie stellte sich unaufhörlich die beiden Männer im Geiste vor, bald jeden einzeln, bald beide nebeneinander. Entsann sie sich der Vergangenheit, so verweilte sie mit Vergnügen und wohliger Empfindung bei der Erinnerung an ihre Beziehungen zu Lewin. Die Erinnerungen an ihre Kindheit und an die Freundschaft Lewins mit ihrem seligen Bruder gaben ihren Beziehungen zu ihm einen eigenartigen, poetischen Reiz. Seine Liebe zu ihr, von der sie überzeugt war, erschien ihr schmeichelhaft und verursachte ihr Freude. Und es fiel ihr nicht schwer, sich Lewins zu erinnern. In ihre Gedanken an Wronskiy hingegen mischte sich etwas wie Schwerfälligkeit, obwohl er im höchsten Masse Weltmann und von sehr ruhiger Haltung war; gleichsam als wäre etwas Falsches dabei — nicht in ihm, denn er war sehr treuherzig und freundlich, sondern in ihr, während sie sich bezüglich Lewins vollkommen ruhig und klar erschien. Dachte sie jedoch allein an die Zukunft mit Wronskiy, so entstand dafür vor ihr eine Perspektive von Glück und Glanz, während ihr über der mit Lewin nur ein Nebel zu liegen schien.“ (I, 63.)

Lewin kommt absichtlich vor den anderen Gästen, trifft sie allein und bittet sie, sein Weib zu werden. „Sie atmete schwer, ohne den Blick zu ihm zu erheben; ein Entzücken durchrieselte sie; ihre Seele war voll Glück. Nie hätte sie erwartet, dass das Geständnis seiner Liebe zu ihr auf sie einen so mächtigen Eindruck machen würde. Doch dies währte nur einen Augenblick; sie erinnerte sich Wronskiys und erhob ihre hellen, offenen Augen zu Lewin; als sie sein verzweiflungsvolles Gesicht bemerkte, antwortete sie:

„Es kann nicht sein — vergeben Sie mir!“

Wie nahe war sie noch vor einer Minute ihm gewesen, wie wertvoll war sie ihm da noch für das Leben — und wie fremd stand sie jetzt vor ihm, wie weit!

„Es musste so kommen“, sprach er, ohne sie anzublicken.“ (I, 66.)

Lewin bleibt noch eine Zeitlang, um seinen Nebenbuhler kennen zu lernen, und er muss sich gestehen, dass derselbe viel Gutes und Anziehendes besitzt. „Der letzte Eindruck, den er von diesem Abend mit hinwegnahm, war das lächelnde, glückstrahlende Gesicht Kitys, wie sie Wronskiy auf seine Frage nach dem Balle antwortete.“ (I, 73.) Wronskiy hat sie nämlich gefragt, ob sie auf dem grossen Balle der nächsten Woche sein werde, und sie freut sich nun auf diesen Abend, der

ihr seine Erklärung bringen soll. Wronskiy denkt indessen nicht an eine Heirat. „In Moskau erfuhr er zum erstenmal, nach einem üppigen und wüsten Leben in Petersburg, den Reiz der Annäherung an ein fein gebildetes, liebenswürdiges und unschuldiges Mädchen, das ihn liebte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass etwas Sündhaftes in seinen Beziehungen zu Kity liegen könnte. Auf den Bällen tanzte er vorzugsweise mit ihr, und er besuchte ihr Haus; er sprach mit ihr, was man in der Gesellschaft gewöhnlich zu sprechen pflegt, Nichtigkeiten; aber Nichtigkeiten, denen er, ohne es vielleicht zu wollen, einen für sie bedeutungsvollen Sinn verlieh. Obwohl er ihr nie etwas gesagt hatte, was er nicht ebenso gut vor der gesamten Gesellschaft hätte sagen können, empfand er, dass sie immer mehr und mehr in ein Verhältnis von Abhängigkeit von ihm geriet, und je mehr er dessen inne ward, desto angenehmer war es ihm, und seine Empfindung für sie wurde allmählich inniger. Er wusste nicht, das sein Verhalten gegenüber Kity eine bestimmte Bedeutung hatte, dass es eine Weiberverführung ohne Äusserung der Absicht eine Ehe zu schliessen war, dass diese Verführungskunst eine jener schlechten Handlungen darstelle, wie sie unter den glänzenden jungen Männern seiner Art gewöhnlich waren.“ (I, 76.) Auf dem Balle verliebt er sich in Anna Karenina, die Schwägerin Dollys, der Schwester Kitys, welche von Petersburg nach Moskau gekommen ist, um die wegen seiner Treulosigkeit aus den Fugen gehende Ehe ihres Bruders einzurenken. Nur für einen Augenblick beschäftigt er sich mit Kity. „Sie blickte ihm ins Gesicht, das ihr jetzt so nahe war, und noch lange nachher schnitt ihr dieser Blick voll von Liebe, mit dem sie ihn damals angeschaut, und auf den er ihr nicht antwortete, mit quälender Beschämung ins Herz.“ (I, 108.) Durch Beobachtung der beiden kommt sie bald zu dem Bewusstsein, dass er für sie verloren ist. In der Tat lässt er sich in ihrem Hause nicht mehr sehen, sondern folgt Anna Karenina nach Petersburg.

Unterdessen ist Lewin auf sein Gut zurückgefahren, und der Anblick der altgewohnten Umgebung hat ihm den schlimmsten Stachel seiner Enttäuschung genommen. „Er fühlte sich wieder als er selbst und wollte kein anderer mehr sein. Nur besser wollte er jetzt sein, als er es vorher gewesen. Von heute ab hatte er sich zunächst dahin entschlossen, dass er nicht mehr auf ein aussergewöhnliches Lebensglück hoffen dürfe, wie es ihm eine Verheiratung hätte bieten können; infolgedessen aber dürfe er doch die lebendige Gegenwart nicht übersehen.“ (I, 125.)

„Dieses Haus war für ihn die ganze Welt. Es war die Welt, in welcher seine Eltern gelebt hatten und gestorben waren. Sie hatten das nämliche Leben geführt, wie es Lewin als Ideal der höchsten Vollkommenheit erschien, und welches er gewähnt hatte mit einer Gattin, mit einer Familie weiterführen zu können.

Lewin hatte seine Mutter kaum gekannt. Der Begriff Mutter war für ihn nur noch ein geheiligter Gedanke, und eine künftige Gattin musste in seiner Vorstellungskraft nur die Wiederholung jenes reizvollen, geheiligten Ideals von Weib sein, als das ihm die Mutter galt. Die Liebe zu einem Weibe vermochte er sich nicht nur nicht ohne Ehe vorzustellen, er stellte sie sich vielmehr sogar nur als Familie vor. Seine Begriffe von Heirat waren daher den Auffassungen der Mehrzahl seiner Bekannten unähnlich, für welche dieselbe nur eines jener zahlreichen Geschäfte des Lebens im allgemeinen bildete. Für ihn war sie die Haupttat des Daseins, von welcher sein ganzes künftige Glück abhing. Jetzt aber sollte er einem solchen entsagen.“ (I, 129.)

So nimmt er sich denn vor, sich noch mehr wie früher der Arbeit zu widmen und ein mässiges Leben zu führen; aber seine Hoffnung, den Gleichmut wiederzuerlangen, erfüllt sich nicht. „Schon drei Monate waren vergangen, und er war nicht gleichmütig geworden; es war ihm noch so wie in den ersten Tagen traurig und schwer, an seinen Versuch in Moskau zurückzudenken. Der Grund, dass er diese Ruhe nicht zu finden vermochte, lag darin, dass er, der so lange über das Familienleben nachgedacht hatte, der sich so reif dafür fühlte, gleichwohl noch nicht beweibt und

weiter, als er es je gewesen, von einer Heirat entfernt war. Der Platz, den er sich erkoren hatte, war schon besetzt gewesen, und wenn er jetzt in seiner Vorstellungskraft an diesen Platz ein anderes der ihm bekannten jungen Mädchen setzte, da fühlte er, dass dies vollkommen unmöglich war. Bei alledem aber quälte ihn auch die Erinnerung an seine Abweisung und die Rolle, die er dabei gespielt hatte, und erfüllte ihn mit Scham. Auch er hatte wie jeder Sterbliche nur ihm bekannte unrechte Handlungen in seiner Vergangenheit, von denen er sich gequält fühlte, aber der Gedanke daran war ihm bei weitem nicht so peinlich wie jene unbedeutenden und doch so beschämenden Erinnerungen. Obwohl gar viele jener Vorsätze, mit denen er auf sein Dorf zurückgekommen war, nicht von ihm verwirklicht worden waren, so war doch eines von ihm fest beachtet geblieben, das Hauptsächlichste — die Reinheit seines Lebens.“ (I, 207.) Gutes tun und arbeiten! ist nun die Richtschnur seines Lebens. Seinem kranken Bruder Nikolai schenkt er das Geld für die Reise in ein deutsches Bad; er beginnt ein Werk über Ökonomie zu schreiben; vor allem aber nimmt er an den ländlichen Arbeiten teil. Diese sind ebenso wie die Natur selbst geradezu entzückend und sehnsuchterweckend beschrieben; auch darin ist unser Buch einzig, dass es Stadt- und Landleben in gleich fesselnder Weise schildert.

Eines Tages erfährt Lewin von seinem Freunde Oblonskiy, Kitys Schwager, dass diese infolge ihrer Enttäuschung krank geworden und vom Arzte ins Ausland geschickt worden sei. „Obwohl es ihm schwer gefallen wäre, dies zugestehen zu müssen, so verursachte ihm doch das, was er vernahm, ein Gefühl der Genugtuung deshalb, weil nun noch Hoffnung war, und noch mehr deshalb, weil sie Schmerzen litt, sie, die ihm so weh getan.“ (I, 227.)

In demselben deutschen Bad, wo auch Lewins Bruder sich aufhält, macht Kity eine äusserliche und innerliche Kur durch: sie gewinnt allmählich ihre körperliche Gesundheit wieder und findet durch die Bekanntschaft mit der guten, einfachen, gegen alle und besonders die Kranken stets hilfsbereite Warenka ein höheres Lebensinteresse. „Dank dieser Bekanntschaft hatte sich ihr eine vollständig neue Welt erschlossen, die nichts Gemeinsames mit der bisherigen besass, eine erhabene, schöne Welt, von deren Höhe man ruhig auf die frühere blicken konnte. Es zeigte sich ihr, dass ausser dem instinktiven Dasein, welchem sie sich bis jetzt hingegeben, auch ein geistiges existierte.“ (I, 309.) „An Warenka erkannte sie, was es kostete, sich selbst zu vergessen und seinen Nächsten zu lieben, um ruhig, glücklich und gut zu werden. Und so wollte Kity sein. Nachdem sie jetzt klar erkannt hatte, was das höchste Gut sei, begnügte sie sich nicht damit, darüber in Entzücken zu geraten, sondern ergab sich sogleich mit ganzer Seele diesem neuen Leben.“ (I, 311.) Zwar rufen einige Enttäuschungen, die sie in ihrer neuen Tätigkeit erlebt, in ihr Zweifel an ihrer Fähigkeit dazu sowie Sehnsucht nach der Heimat hervor; aber sie kehrt körperlich völlig wiederhergestellt und geistig gewachsen nach Russland zurück.

Nach einer schlaflosen Nacht qualvoller Überlegungen und unschlüssiger Zukunftspläne, die Lewin unter freiem Himmel zugebracht hat, sieht er am frühen Morgen einen Wagen vorüberfahren, an dessen Fenster Kity steht. „Klar, aber gedankenvoll, ganz erfüllt von jenem herrlichen, Lewin fremden, tiefen inneren Seelenleben, blickte sie über ihn hinweg auf das Morgenrot der kommenden Sonne. Im Augenblick, da die Erscheinung schon entschwand, hatten ihre offenen Augen ihn gesehen. Sie erkannte ihn, und Staunen und Freude erleuchteten ihre Züge. Er konnte sich nicht irren. Es gab nur ein einziges solches Augenpaar in der Welt. Es gab nur ein einziges Wesen auf der Welt, welches fähig war, für ihn die ganze Welt und den Gedanken des Daseins in sich zu vereinigen — und das war sie, Kity. Alles das, was in dieser schlaflosen Nacht Lewins Seele bewegt hatte, alle jene Entschlüsse, die von ihm gefasst worden waren, verschwanden im Nu. Mit Ekel dachte er an seinen Plan, eine Bäuerin zu heiraten. Dort allein, dort in jenem sich schnell entfernenden Wagen

barg sich die Möglichkeit für die Entscheidung des Rätsels, welches in der letzten Zeit sein Leben so qualvoll belastet hatte.“ (I, 382.) „„Nein“, sprach Lewin zu sich selbst, „so schön dieses einfache Arbeitsleben auch wäre, ich kann mich ihm nicht ergeben. Ich liebe ja sie.““ (I, 384.)

Doch dauert es noch geraume Zeit, bis er seinen neuen Vorsatz ausführt. Vorher bemüht er sich, seine landwirtschaftlichen Pläne zu verwirklichen, besonders einen Versuch, seine Bauern zu Anteilhabern am Gewinn zu machen. Ein Besuch seines kranken Bruders lässt ihn klar erkennen, dass er diesen bald durch den Tod verlieren wird. Der Gedanke, dass er sich selbst auch stets dem Tode nähere, verlässt ihn nun nicht mehr; aber anstatt ihn des Lebens überdrüssig zu machen und ihm sein Streben als nichtig erscheinen zu lassen, spornt er ihn nur um so mehr an, seine Ziele zu verfolgen. „Es galt ihm jetzt, sein Leben irgendwie fertig zu leben, bevor noch der Tod kam.“ (I, 487.) Da die Werke, die er zur Abfassung seines Buches studiert, auf westeuropäischen Verhältnissen basieren, so macht er drei Tage nach der Abreise seines Bruders eine Studienreise ins Ausland, besonders zur Untersuchung der Arbeiterfrage. Nach Moskau zurückgekehrt, tritt er wieder in den Kreis der Schtscherbazkiyschen Familie, und auf einem Gesellschaftsabend bei Oblonskiy sieht er Kity wieder. „Mit verzweifelt entschlossenem Schritt betrat er den Salon, wo er ihrer ansichtig wurde. Sie war nicht mehr die nämliche, als die sie ihn früher erschienen, auch nicht mehr die, welche er in der Kutsche gesehen — sie war eine vollständig andere geworden. Sie war erschreckt, verschüchtert, verwirrt, aber deswegen nur um so reizender. Sie hatte ihn sofort wahrgenommen, als er in den Salon trat, hatte seiner geharrt. Ein freudiges Gefühl überkam sie, und ihre Verwirrung in dieser Freude ging soweit, dass es einen Augenblick sowohl ihr selbst als auch Dolly, die alles gesehen hatte, schien, als könne sie diese Freude nicht ertragen und müsse in Tränen ausbrechen. Kity errötete und erbleichte, errötete wieder und sass dann wie erstarrt da, mit leise bebenden Lippen, ihn erwartend. Er trat zu ihr, verbeugte sich und reichte ihr schweigend die Hand.“ (I, 527.) Die beiden haben zunächst keine Gelegenheit, allein miteinander zu sprechen, sondern beteiligen sich nur am allgemeinen Gespräch. „Es schien nichts Ungewöhnliches in dem zu liegen, was sie gesagt hatte, aber eine gewisse für ihn mit Worten nicht auszudrückende Bedeutsamkeit lag in jedem Tone, in jeder Bewegung ihrer Lippen, ihrer Augen und Hände. Es lag selbst eine Bitte um Vergebung, ein Zutrauen zu ihm darin, eine Zärtlichkeit, eine weiche, schüchterne Zärtlichkeit und eine Verheissung, eine Hoffnungsseligkeit und Liebe zu ihm, an die er glauben musste, und die ihn mit Glückseligkeit fast erdrückte.“ (I, 529.) „Sie hatte ihre eigene Unterhaltung mit Lewin, nicht eine eigentliche Unterhaltung, sondern eine gewisse geheime Korrespondenz, die beide mit jeder Minute mehr näherte und in ihnen die Empfindung eines süssen Erschreckens vor dem noch Unbekannten, in das sie eintraten, erzeugte.“ (I, 537.)

Im Laufe des Abends kommt es zwischen ihnen in origineller Weise zur Aussprache, und so geht Lewin nach einer schlaflosen Nacht am späten Vormittag zu ihrem Hause, um bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Kaum ist er eingetreten, „da ertönten schnell geflügelte Schritte auf dem Parkett, und sein Glück, sein Leben, er selbst, das Bessere seiner selbst, das, was er so lange gesucht und ersehnt hatte, schnell, schnell nahte es ihm. Sie kam nicht selbst, sondern mit unsichtbarer Macht ward sie zu ihm gezogen. Er sah nun ihre klaren, treuen Augen, erschreckt von der nämlichen Freude der Liebe, die auch ihn und sein eigenes Herz erfüllte. Diese Augen leuchteten näher und näher, sie blendeten ihn mit ihrem Liebesglanz. Dicht bei ihm blieb sie stehen, ihn berührend; ihre Arme hoben sich und schlangen sich um seine Schultern. Sie hatte alles getan, was sie tun konnte; sie war zu ihm geeilt und hatte sich ihm ganz gegeben, schämig, wonnevoll. Er umfing sie und presste seine Lippen auf ihren Mund, der seinen Kuss suchte. Auch sie hatte die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen und seiner den ganzen Morgen lang geharrt. Vater und

Mutter waren ohne Widerspruch einverstanden gewesen, glücklich in ihres Kindes Glück. Nun erwartete sie ihn; sie wollte als die erste ihm ihr beiderseitiges Glück verkünden, und so hatte sie sich vorbereitet, ihn zu empfangen, und sich ihres Gedankens gefreut, obwohl sie in ihrer Schüchternheit und Verschämtheit selbst nicht recht wusste, was sie eigentlich tun sollte. Da hörte sie seine Schritte und seine Stimme, und ohne sich zu bedenken, eilte sie zu ihm und tat, was sie nun getan hatte.“ (I, 555.)

„Nun begann jener selige Taumel, aus dem Lewin bis zum Tage nach seiner Hochzeit nicht mehr herauskam. Ihm selbst war es dabei beständig unbehaglich, langweilig zu Mut, allein die Aufregung über sein Glück wuchs mehr und mehr. Er fühlte beständig, dass von ihm jetzt vieles gefordert werde, was er noch nicht kenne — er tat alles, was man ihm sagte, und dies alles verursachte in ihm ein Gefühl des Glückes. Er hatte geglaubt, dass sein Brautstand nichts Ähnliches mit demjenigen anderer haben würde, und dass die demselben sonst eigenen Umstände sein ganz besonderes Glück stören möchten; aber es kam so, dass er eben nur das nämliche tat, was alle anderen tun, und sein Glück wurde dadurch nur erhöht.“ (I, 559.)

„Lewin befand sich der Religion gegenüber wie die Mehrzahl seiner Altersgenossen auf einem vollständig unbestimmten Standpunkt. Glauben konnte er nicht, war aber bei alledem nicht fest überzeugt davon, dass alles Glauben unwahr sei.“ (II, 5.) Die mit der Trauung verknüpften kirchlichen Verpflichtungen werden für ihn der Anfang einer „Revision“ seiner Stellung zum Glauben, die erst am Ende des Buches ihren Abschluss findet. Die Schilderung der Hochzeit selbst hat einen halb humoristischen, halb sentimentalen Anstrich durch den sonderbaren Gegensatz zwischen dem äusseren Ungeschick des Brautpaars und der inneren Sammlung und dem überströmenden Glücksgefühl, das ihn sowohl als sie beseelt. „Sie war nicht fähig, die Worte der Zeremonie zu vernehmen und zu fassen, so mächtig war jenes eine Gefühl, welches ihr die Seele füllte und mehr und mehr zunahm. Dieses Gefühl war das der Freude über die endgültige Vollendung dessen, was schon sechs Wochen zuvor in ihrer Seele geschehen war und sie im Laufe dieser langen Wochen erfreut und zugleich bedrückt hatte. In ihrer Seele hatte sich an jenem nämlichen Tage ein völliger Bruch mit ihrem früheren Leben vollzogen; sie hatte ein vollständig anderes, neues, ihr noch völlig unbekanntes Leben begonnen, in der Wirklichkeit freilich nur das alte fortgesetzt. Diese sechs Wochen bildeten die seligste und doch zugleich auch qualvollste Zeit für sie. Ihr ganzes Leben, all ihre Wünsche und Hoffnungen vereinigten sich in jenem einen von ihr noch nicht verstandenen Manne, mit dem sie ein etwas, welches von ihr noch weniger begriffen wurde als jener Mann selbst, verband, ein bald näherungslustiges, bald abstossendes Gefühl. Sie mochte nichts weiter denken und wünschen als ein Leben mit jenem Manne, aber dieses neue Leben war noch nicht eingetreten, und sie vermochte es sich nicht einmal klar vorzustellen. Es war nur ein Erwarten — Furcht und Freude über etwas Neues und noch nicht Bekanntes. Jetzt aber, siehe da, war dies Erwarten, die Unkenntnis und die Reue über den Verzicht auf ihr vorheriges Leben vorüber, und etwas Neues musste beginnen. Jetzt wurde nur das geweiht, was sich lange vorher schon in ihrer Seele vollzogen hatte.“ (II, 24.) „Lewin empfand mehr und mehr, dass alle seine Ideen über das Heiraten, seine Gedanken darüber, wie er sein Leben hatte einrichten wollen, kindlich gewesen waren, und dass hier etwas vor sich ging, was er bis jetzt noch nicht verstanden hatte und jetzt sogar noch weniger verstand, obwohl es sich an ihm selbst vollzog. In seiner Brust hoben sich höher und höher innere Schauer, und zudringliche Tränen traten ihm in die Augen.“ (II, 26.)

Noch am Abend des Hochzeitstages reisen die Neuvermählten nach Lewins Gut ab, wo sie die erste Zeit bleiben. „Lewin war seit drei Monaten verheiratet. Er war glücklich, aber nicht ganz so, wie er erwartet hatte. Auf jedem Schritt begegnete er der Enttäuschung früherer Träume, doch

auch neuen unerwarteten Reizen. Als Junggeselle hatte er oft, auf das Eheleben mit seinen kleinlichen Sorgen, seinem Streit, seiner Eifersucht blickend, geringschätzig in seinem Innern gelächelt. In seinem künftigen Eheleben konnte nach seiner Überzeugung nicht nur nichts Ähnliches existieren, es sollten sogar alle äusseren Formen desselben, wie ihm dünkte, dem Leben der anderen in allem unähnlich sein. Plötzlich aber hatte sich anstatt dessen auch sein Leben mit seinem Weibe nicht nur nicht besonders gestaltet, sondern sich im Gegenteil gerade aus all jenen kleinlichsten Kleinigkeiten zusammengesetzt, die er vordem so sehr verachtet hatte, die aber jetzt gegen seinen Willen eine ungewöhnliche und unabweisbare Bedeutung erhalten hatten. Lewin erkannte auch, dass die Regelung aller dieser Kleinigkeiten durchaus nicht so leicht war, als ihm früher geschienen hatte. Ungeachtet dessen, dass Lewin die richtigsten Begriffe vom Eheleben zu besitzen glaubte, stellte er sich wie alle Männer das Familienleben unwillkürlich nur als eine Befriedigung seiner Liebe vor, der kein Hindernis mehr in den Weg treten durfte, und von der ihn keine kleinlichen Sorgen abziehen durften. Er sollte nach seiner Auffassung seine Arbeit verrichten und von derselben ausruhen im Glück der Liebe. Sie sollte daher auch nur geliebt werden; allein er hatte dabei wie alle Männer vergessen, dass auch sie arbeiten müsse. Er wunderte sich, wie sie, die poetische, reizende Kity, nicht in den ersten Wochen, nein, schon in den ersten Tagen des Ehelebens bereits denken, sich erinnern, sich sorgen konnte um Tischtücher, Möbel, Matratzen für die anreisenden Besuche, das Geschirr, den Koch, das Essen und dergleichen. Doch er sah, dass ihr dies ein Bedürfnis war, und da er sie liebte, so konnte er nicht umhin, sich über diese Sorgsamkeit zu freuen, wenn er auch nicht wusste weshalb, und wenn er auch darüber spöttelte.

Diese pedantische Sorglichkeit Kitys, dem Ideal Lewins von einem erhabenen Glück der ersten Zeit so sehr entgegengesetzt, war die erste der Enttäuschungen. Diese liebliche Fürsorge, deren Sinn er nicht begriff, die er aber lieben musste, war der erste der neuen Reize.

Eine zweite Ernüchterung, zugleich aber auch einen Reiz bildeten die Zwiste. Lewin hatte sich nie vorstellen können, dass zwischen ihm und seinem Weibe andere Beziehungen als zärtliche, achtungsvolle und liebevolle bestehen könnten, und plötzlich, gleich in den ersten Tagen, gerieten sie einmal so in Zwist, dass sie zu ihm sagte, er liebe sie gar nicht, liebe nur sich selbst . . . . .

Kaum hatte sie den Mund geöffnet, als der Redestrom der Vorwürfe einer sinnlosen Eifersucht sich ihr entrang, alles dessen, was sie in dieser halben Stunde gemartert hatte, die sie unbeweglich am Fenster sitzend verbracht hatte. Da erkannte er zum erstenmal klar, was er noch nicht gewusst, als er sie nach der Trauung aus der Kirche geführt hatte. Er erkannte, dass sie ihm nicht nur nahe stehe, sondern dass er jetzt nicht einmal wisse, wo sie aufhöre und wo er anfange. Er empfand dies an jenem quälenden Gefühl der Zweiheit, welches er in dieser Minute hatte. Im ersten Augenblick war er verletzt, ebenso schnell aber wurde er auch inne, dass er von ihr nicht verletzt werden könne, dass sie ja er selbst sei. Er empfand in diesem Augenblick ein Gefühl ähnlich dem, welches ein Mensch hat, wenn er, plötzlich einen starken Schlag von hinten erhaltend, sich gereizt und mit dem Wunsche nach Rache umwendet, um den Schuldigen zu entdecken, sich aber dabei überzeugt, dass er sich unvermutet selbst geschlagen habe und daher niemanden zürnen dürfe, sondern seinen Schmerz überwinden und beschwichtigen müsse.

Beide söhnten sich aus; sie wurde, indem sie ihre Schuld einsah, ohne sie jedoch einzugestehen, wieder zärtlich gegen ihn, und beide verspürten ein neues, verdoppeltes Glück in ihrer Liebe. Dies hinderte indessen nicht, dass sich diese Zusammenstösse wiederholten, ja sogar ziemlich häufig und bei den unerwartetsten und geringfügigsten Anlässen. Diese Zusammenstösse entstanden daraus, dass sie noch nicht wusste, was das eine für das andere bedeutete, dass sie in dieser ganzen ersten Zeit beide häufig in schlechter Laune waren. Befand sich der eine Teil in guter, der andere

in übler Stimmung, so wurde der Frieden nicht gestört; wenn sich aber beide gerade in Missstimmung befanden, so entstanden Zwiste aus Ursachen, die ihrer Nichtigkeit halber so unbegreiflich waren, dass beide sich nachher durchaus nicht mehr zu entsinnen vermochten, worüber sie sich entzweit hatten. Allerdings verdoppelte sich hingegen das Glück ihres Lebens, wenn sie beide bei guter Stimmung waren. Nichtsdestoweniger war aber doch diese erste Zeit eine schwere für sie.

Während dieser ganzen Zeit hatte sich eine lebhafte Spannung, gleich einem Zerren nach den beiden Enden einer Kette, durch die sie verbunden waren, fühlbar gemacht. Indessen bemühten sie sich beide für ihr späteres Leben alle die hässlichen und beschämenden Umstände dieser ungesunden Zeit, in der sie doch beide selten in normalem Seelenzustand, selten sie selbst gewesen waren, aus ihrem Gedächtnis zu verwischen.“ (II, 59 ff.)

„Lewin erkannte noch nicht, dass sie sich auf diejenige Periode ihrer Wirksamkeit vorbereitete, die für sie erscheinen musste, und in der sie zu gleicher Zeit als Frau ihres Gatten und Herrin des Hauswesens Kinder zu nähren und zu erziehen haben würde. Er erkannte nicht, dass sie dies durch ihre Ahnung schon wusste und sich in der Vorbereitung auf diese schwere Mühe über die Augenblicke der Sorglosigkeit und des Liebesglücks, die sie jetzt noch genoss, keine Vorwürfe machte, sondern heiter ihr künftiges Nest sich baute.“ (II, 68.)

Ein neues Ereignis, das Lewin Gelegenheit gibt, die Frage nach dem „Sinn des Lebens“ ins Auge zu fassen, ist der Tod seines Bruders Nikolai. Als ihm die Nachricht von dem bevorstehenden Ende desselben überbracht wird, will er anfangs Kity gar nicht mitnehmen, da es ihm scheint, dass sie ihm während dieser ihm von einer schmerzvollen Pflicht aufgezwungenen Reise nur im Wege stehen würde; aber zu seiner Beschämung merkt er, dass Kity es trefflich versteht, mit dem Schwerkranken umzugehen und ihm Erleichterung zu verschaffen, während er selbst sich höchst ungeschickt benimmt. „ „Er hat sich vor den Weisen verborgen und den Kindern und Toren entdeckt.“ So dachte Lewin über sein Weib. Er dachte an das Wort des Evangeliums nicht deswegen, weil er sich selbst für weise gehalten hätte. Er hielt sich nicht für weise, wusste aber auch recht wohl, dass er doch klüger war als sein Weib, wusste recht wohl, dass er, wenn er des Todes gedachte, dies mit allen Kräften seines Geistes tat. Er wusste auch, dass viele höhere Geister von Männern, deren Gedanken darüber er gelesen hatte, nicht ein Hundertstel von dem gedacht hatten, was sein Weib darüber wusste. Sie wusste sicher, was Leben eigentlich war, und auch, was Tod sei, und obwohl sie nicht die Fragen beantworten oder auch nur verstehen konnte, die sich Lewin aufdrängten, so zweifelte sie doch nicht an der Bedeutung dieser Erscheinung, indem sie ihre Anschauung mit Millionen Menschen teilte. Der Beweis dafür, dass sie genau wusste, was Tod sei, lag darin, dass sie, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, wusste, wie man mit Sterbenden umgehen müsse, und diese nicht fürchtete. Lewin und die anderen wussten, obwohl sie viel über den Tod sagen konnten, augenscheinlich nicht, warum sie ihn fürchteten; sie wussten sicher nicht, was zu tun sei, wenn ein Mensch starb. Wäre Lewin jetzt allein gewesen mit seinem Bruder, so würde er ihn voll Entsetzen betrachtet haben, aber nicht imstande gewesen sein, irgendwie zu handeln.“ (II, 82.)

„Der Anblick des Bruders und die Nähe des Todes erneuerte in der Seele Lewins jene Empfindung des Entsetzens vor dem Rätselhaften und zugleich vor der Nähe und Unvermeidbarkeit des Todes, das ihn an jenem Herbstabend ergriffen hatte, als sein Bruder zu ihm gekommen war. Dieses Gefühl war jetzt noch mächtiger als früher; noch weniger als früher fühlte er sich fähig, die Vorstellung vom Tode zu verstehen, und noch entsetzlicher stellte sich ihm das Unvermeidliche desselben vor Augen. Jetzt aber brachte ihn dieses Gefühl, dank der Nähe seines Weibes, nicht zur Verzweiflung, und trotz des Todes fühlte er die Notwendigkeit, zu leben und zu lieben. Er fühlte,

dass die Liebe ihn vor der Verzweiflung gerettet hatte, und dass diese Liebe unter den Schrecken der Verzweiflung nur noch stärker und reiner geworden war.

Das Geheimnis des Todes hatte sich kaum vor seinen Augen vollzogen, ohne gelöst zu werden, als schon ein anderes auftauchte, ebenso unlösbar und herausfordernd zu Liebe und Leben.“ (II, 94.) Er erhält die Kunde, dass ihm demnächst sein erstes Kind geboren werden soll.

Als Lewin nach dem Tode seines Bruders auf sein Gut zurückgekehrt ist, entwickelt sich hier ein reges Leben: ausser seinem Bruder Sergey ist Kitys Mutter, ihre Schwester Dolly nebst Kindern und ihre Freundin Warenka zu Besuch gekommen. Dies Familienleben im weiteren Kreise ist ebenso fesselnd beschrieben wie das Leben zu zweien; namentlich die Gespräche der Frauen lesen sich so recht anheimelnd, ganz im Gegensatz zu dem gesellschaftlichen Salonklatsch, von dem es in dem Buche auch genügende Proben gibt. Vorübergehend wird das schöne Verhältnis gestört durch die Anwesenheit eines entfernten Verwandten Kitys, des jungen Wjeslowskij, der seiner „Kusine“ ein wenig den Hof macht und dadurch Lewins Eifersucht im höchsten Grade erweckt, bis dieser ihn schliesslich kurz entschlossen aus dem Hause weist.

Lewin und Kity ziehen einige Zeit später auf Bitten der alten Fürstin nach Moskau, damit diese ihrer Tochter in ihrer schweren Stunde beistehen könne. Hier treten sie auch in oberflächliche Beziehung zu Wronskiy und Anna Karenina, und seltsamerweise wird Kity auf Anna eifersüchtiger als Lewin auf Wronskiy. Doch ist alles andere vergessen, als Kitys Stunde gekommen ist. „So wenig Unnatürliches und Gekünsteltes auch im allgemeinen Charakter Kitys lag, so war Lewin dennoch betroffen von dem, was sich vor ihm jetzt enthüllte, als plötzlich alte Schleier abgenommen waren und der ganze Kern ihrer Seele in ihren Augen leuchtete. In dieser Einfachheit und Hüllenlosigkeit wurde sie, die er liebte, noch klarer sichtbar für ihn. Lächelnd schaute sie auf ihn, doch plötzlich erbebten ihre Brauen, sie hob das Haupt, und schnell zu ihm tretend, nahm sie ihn bei der Hand; sie schmiegte sich eng an ihn und umgab ihn mit ihrem heissen Odem. Sie litt, und es war, als beklage sie sich bei ihm über ihr Leiden. Auch ihm schien im ersten Augenblick nach seiner Gewohnheit, als sei er schuldig, aber in ihrem Blick lag eine Zärtlichkeit, welche sagte, dass sie ihm nicht nur keinen Vorwurf mache, sondern ihn für diese Leiden liebe: „Wenn ich es nicht bin, wer trüge dann die Schuld hieran?“ dachte er unwillkürlich, den Urheber aller dieser Leiden suchend, um ihn zu strafen; aber es war kein Schuldiger da. Sie litt, klagte und triumphierte zugleich über diese Leiden, sie freute sich ihrer und liebte sie. Er sah, dass sich in ihrer Seele etwas Schönes vollziehe, aber was war es? Er konnte es nicht erfassen. Es stand über seinem Erkenntnisvermögen.“ (II, 356.)

„Er wusste und fühlte nur, dass das, was sich jetzt vollzog, dem ähnlich war, was sich ein Jahr vorher auf dem Totenbett seines Bruders Nikolai vollzogen hatte. Jenes aber war ein Schmerz gewesen — dies war eine Freude! Doch sowohl jener Schmerz wie diese Freude lagen vereinsamt ausserhalb aller gewohnten Verhältnisse des Lebens; sie bildeten in diesem gewöhnlichen Leben gleichsam Öffnungen, durch welche etwas Höheres erschien. In ebenso unergründlicher Weise erhob sich die Seele bei der Betrachtung dieses Höchsten auf eine Höhe, welche sie nie zuvor begriffen, und wohin der Verstand nicht mehr reichte. „Gott, vergib mir und steh mir bei!“ stammelte er ohne Unterlass, ungeachtet der so langjährigen und ihm vollständig erschienenen Entfremdung, in dem Gefühl, dass er sich ganz so vertrauensselig und naiv wieder zu Gott wende wie in den Tagen seiner Kindheit und ersten Jugend.“ (II, 364.)

„Kraftlos die Hand auf die Bettdecke sinken lassend, schaute sie ihn, seltsam schön und still, wortlos an; sie wollte lächeln, vermochte es aber nicht, und plötzlich fühlte sich Lewin aus jener geheimnisvollen und furchtbaren überirdischen Welt, in der er die letzten zweiundzwanzig Stunden

gelebt hatte, in die frühere, gewohnte zurückversetzt, die ihm jetzt jedoch in solch neuem Glanze von Glück erschien, dass er ihn nicht ertragen konnte. Die gespannt gewesenen Saiten waren sämtlich gerissen. Schluchzen und Freudentränen, die er nimmermehr vorausgesehen hatte, stiegen in ihm mit solcher Gewalt auf, seinen ganzen Körper erschütternd, dass sie ihn lange Zeit am Sprechen hinderten. Auf die Kniee vor dem Bette niederfallend, hielt er die Hand seines Weibes an seine Lippen und küsste sie, und diese Hand antwortete seinen Küssen mit einer schwachen Bewegung der Finger. Währenddessen aber bewegte sich in den gewandten Händen der Lisabetha Petrowna wie ein Flämmchen auf dem Leuchter ein lebendiges menschliches Wesen hin und her, welches früher nie gewesen war, nun aber mit dem gleichen Rechte, mit der nämlichen Bedeutung für sich selbst leben sollte.“ (II, 367.)

„Was er für dieses kleine Geschöpf empfand, war durchaus nicht das, was er erwartet hatte, Nichts Heiteres und Freudiges lag in diesem Gefühl; im Gegenteil, es verursachte ihm eine ungewohnte, peinliche Angst, die Erkenntnis eines neuen Gebietes, auf dem er verwundbar war. Diese Erkenntnis war ihm in der ersten Zeit so peinlich, die Angst, dieses hilflose Wesen möchte leiden, war so stark, dass infolge derselben die Empfindung einer ungemessenen Freude, selbst des Stolzes gar nicht bemerkbar wurde.“ (II, 371.)

Der letzte Teil des Buches wird durch die Schilderung der inneren Kämpfe ausgefüllt, die Lewin durchmacht, während er zugleich sich mit Eifer seinen Berufspflichten widmet. Kity „wusste, was ihren Mann quälte; es war sein Unglaube. Obwohl Kity, wenn man sie gefragt hätte, ob sie überzeugt sei, dass er im Falle seines Unglaubens im ewigen Leben der Verdammung anheimfallen werde, damit hätte einverstanden sein müssen, so bildete sein Unglaube doch kein Unglück in ihren Augen, und sie gedachte, obwohl sie sich zugestand, dass es für den Ungläubigen kein Seelenheil geben könne, und obwohl sie die Seele ihres Mannes über alles in der Welt liebte, mit Lächeln seines Unglaubens und sagte sich selbst, er sei komisch. „Wozu studiert er nur ein ganzes Jahr hindurch Philosophie?“ dachte sie. „Er selbst sagt, dass er glauben möchte. Weshalb glaubt er denn nicht? Gewiss deshalb, weil er zuviel denkt? Aber er denkt zuviel wegen seiner einsamen Lebensweise. Er ist stets, stets einsam. Mit uns kann er freilich nicht von allem reden. Ich denke aber, der Besuch wird ihm willkommen sein, besonders Katawasoff. Er liebt es, mit ihm zu disputieren“, dachte sie und versetzte sich dann sogleich in den Gedanken, wo sie Katawasoff am bequemsten zum Schlafen unterbringen könne. Und dann kam ihr plötzlich ein Gedanke, der sie vor Aufregung erzittern liess: „Für die Gastbetten ist noch keine Wäsche da. Ja, ich muss das anordnen“, beschloss sie und besann sich dann, dass etwas Wichtiges doch noch nicht bis zum Schluss von ihr überdacht sei. Sie sann nun nach, was er gewesen war. „Ach ja, Konstantin ist ungläubig!“ sagte sie, abermals lächelnd. Ein Zug von seiner Güte aus jüngster Zeit tauchte lebendig vor ihr auf. Vor vierzehn Tagen war ein reuiges Schreiben Oblonskiys an Dolly angekommen. Er hatte diese darin beschworen, seine Ehre zu retten und ihr Gut zu verkaufen, damit er seine Schulden bezahlen könne. Und nun vergegenwärtigte sich Kity mit unwillkürlichem, gerührtem Lächeln die Ratlosigkeit ihres Gatten, seine mehrmaligen unbeholfenen Anläufe in dieser Sache, die ihm am Herzen lag, und wie er endlich als einziges Mittel, Dolly zu helfen, ohne sie zu verletzen, den Ausweg erdacht hatte, Kity vorzuschlagen, sie möchte ihren Teil an dem Vermögen — sie selbst hatte vorher gar nicht daran gedacht — hingeben. „Was wäre das für ein Ungläubiger? Mit solchem Herzen, solcher Besorgnis, einen Menschen zu verletzen, wenn auch nur ein Kind! Alles tut er für seine Nächsten, nichts für sich!“ (II, 457.)

„Seit jener Minute, wo Lewin beim Anblick des geliebten sterbenden Bruders zum erstenmal auf die Frage des Lebens wie des Todes durch jene neuen Überzeugungen hindurch geblickt hatte, die, unmerklich für ihn, während der Zeit von seinem zwanzigsten bis zum vierunddreissigsten Jahre

seine Überzeugungen aus der Kinderzeit und dem Jünglingsalter abgelöst hatten, erschrak er nicht so sehr vor dem Tode als vor einem Leben, über das er nicht die geringste Kenntnis besässe, woher es stamme, warum es sei und was es sei. Der Organismus, seine Verrichtungen, die Unerschöpflichkeit der Materie, das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die Entwicklung — so lauteten die Begriffe, die für seinen alten Glauben eingetreten waren. Diese Worte und die mit ihnen verbundenen Vorstellungen waren für Verstandeszwecke recht gut, für das Leben aber ergaben sie nichts. Unwillkürlich und ihm selbst unbewusst suchte er jetzt in jedem Buche, bei jedem Gespräch, in jedem Menschen Beziehungen zu dieser Frage und Lösungen derselben. Am meisten setzte ihn hierbei der Umstand in Zweifel, dass die Mehrzahl der Menschen seines Kreises und Alters, die doch ebenso wie er früher Überzeugungen mit eben solchen neuen, wie er sie besass, vertauscht hatten, hierin kein Unglück sahen, sondern vollkommen zufrieden und ruhig waren, und so kam es, dass Lewin neben der Hauptfrage auch noch Nebenfragen quälten. Ob diese Menschen aufrichtig waren? Ob sie sich nicht verstellten? Oder ob sie etwa anders als er, klarer. die Antworten aufgefasst hatten, welche die Wissenschaft auf die ihn beschäftigenden Fragen gab? Geflissentlich studierte er die Meinungen dieser Menschen und die Bücher, welche die Antworten gaben.“ (II, 458 ff.) „Als glückliches Familienoberhaupt, als ein gesunder Mensch war Lewin mehrmals dem Selbstmord so nahe, dass er die Schnur versteckte, damit er sich nicht an ihr aufhinge, und sich fürchtete, mit der Flinte auszugehen, um sich nicht zu erschiessen. Doch Lewin erschoss sich weder, noch hing er sich, sondern lebte weiter.“ (II, 463.)*)

In unermüdlicher Gedankenarbeit legt nun Lewin denselben Weg zum Gottesglauben zurück, den Tolstoi in seiner Schrift „Meine Beichte“ genauer schildert. Das Originelle Tolstois ist, dass er die Ergebnisse der modernen Wissenschaft durch und durch kennt, und dass er die Frage nach dem Sinne des Lebens so löst, dass er mit jenen seinen wissenschaftlichen Anschauungen in keinerlei Widerspruch gerät.

Die Schilderung einer reizenden Familienscene unterbricht die Darstellung dieses fortwährenden Grübelns. Mutter und Kind werden im Walde von einem Gewitter überrascht, und Lewin sucht sie in Todesangst auf. Nachdem er sie glücklich nach Hause gebracht hat, kommt er abends ins Kinderzimmer, wo Kity ihm freudig und erregt mitteilt, dass ihr Sohn sie schon erkenne. „Kaum war Lewin an die Wanne getreten, so wurde vor ihm der Versuch angestellt, und er gelang vollständig. Die Köchin, die eigens dazu herbeigerufen worden war, beugte sich über das Kind. Dieses machte ein mürrisches Gesicht und bewegte ablehnend das Köpfchen. Nun beugte sich Kity darüber, da erglänzte es von einem Lächeln und stiess einen so behaglichen und eigentümlichen Laut aus, dass nicht nur Kity und die Kinderfrau, sondern auch Lewin in ungeahntes Entzücken gerieten.

„Ich freue mich nur, dass du anfängst, es lieb zu gewinnen“, sagte Kity zu ihrem Gatten. „Es hatte mich auch schon recht erbittert. Du sagtest doch, dass du gar nichts für den Kleinen fühltest.“

„Nein, habe ich etwa gesagt, ich fühlte nichts für ihn? Ich habe nur gesagt, ich sei von ihm enttäuscht worden.“

„Wie? Von dem Kinde enttäuscht?“

„Nicht von ihm enttäuscht, wohl aber von meinem Gefühl. Ich hatte mehr erwartet. Ich hatte erwartet, dass sich gleich einer Überraschung in mir ein ganz neues und angenehmes Gefühl regen würde. Aber heute nach dem Schrecken während des Gewitters habe ich erkannt, wie ich das Kind liebe.“

*) Vgl. Tolstoi, Meine Beichte, worin der Verfasser dasselbe von sich erzählt.

Kity erstrahlte von einem Lächeln.“ (II, 495.)

Das Buch schliesst mit den Worten:

„Ist dies nun der Glaube, oder ist er es nicht, ich weiss nicht, was es ist, aber es ist mir unmerklich in meinen Leiden gekommen und hat sich in meiner Seele fest eingenistet. Ich werde noch immer so auf meinen Kutscher Iwan zornig werden, werde noch so weiter disputieren und meine Gedanken rückhaltlos aussprechen, es wird die heilige Mauer bestehen bleiben zwischen meiner Seele und den andern, selbst meinem Weibe, ich werde dieses auch tadeln wegen seiner Furcht und Reue darüber empfinden, und ich werde nicht mit dem Verstande begreifen, warum ich bete: aber ich werde beten, und mein Leben, mein ganzes Leben soll jetzt von allem unabhängig sein, was sich mit mir ereignen kann; keine Minute desselben soll mehr gedankenlos bleiben wie früher, sondern die nicht anzuzweifelnde Idee des Guten in sich tragen, die ich die Macht habe, ihr einzupflanzen.“ (II, 499.)

Ist das nicht alles ebenso lieblich wie einfach? Dass aber Tolstoi auch imstande ist, Aussergewöhnliches mit packender Gewalt darzustellen, was ja im Grunde genommen viel leichter ist, werden wir später bei der Geschichte der Titelheldin sehen.

Einen Vorwurf könnte man gegen das Buch erheben: es ist zu schön, um ganz lebenswahr zu sein; indem fast alle Personen so reizend, lieb und gut, manche geradezu entzückend geschildert sind, sündigt es doch gegen die Wahrhaftigkeit. Wer die Menschen stets mit so wohlwollenden Blicken betrachten würde, müsste bestimmt die schwersten Enttäuschungen erleben. Da kennt schon Thackeray die liebe Menschheit besser. Tolstois Welt ist nun einmal mit fast lauter reizenden Menschen bevölkert, und die, welche sittlich zu Grunde gehen oder andere unglücklich machen, tun's aus Liebe oder Schwachheit. Sein Glaube an das Gute im Menschen ist unerschütterlich, aber ebenso seine Überzeugung von ihrem Wankelmut, ihrer Unbeständigkeit und Urteilsunfähigkeit. Es ist dies eine ganz wunderbare Mischung bei ihm; aber wohl nur so lässt sich Schönheit und Wahrheit nebeneinander stellen, indem die letztere eben ein bisschen die Augen zudrückt. Ein angenehmes Gefühl ist es ja, einen den Menschen so wohl gesinnten Schriftsteller zu lesen. Seine Leute sind fast durchweg so sympathisch, dass es eine Lust ist, von ihnen zu lesen, ähnlich wie der Umgang mit sympathischen Menschen wohltuend wirkt. Es drängt sich einem bloss unwillkürlich der Gedanke auf, dass nur eine einzige Person der Wirklichkeit ganz entspricht, aus dem Grunde, weil Tolstoi in derselben sein eigenes Seelenporträt niedergelegt, sich selbst bis in die kleinste Faser seines Herzens beschrieben hat. Die aus diesem Grunde manchmal sympathischste, manchmal aber auch unsympathischste Gestalt ist Lewin. Herrgott, ist das bei aller Gutmütigkeit und Klugheit ein kleinlicher Mensch, dem seine eigenen Stimmungen immer so greulich wichtig sind, der seine letzten Eindrücke jedesmal für die entscheidenden, für das Wesen der Welt hält! Das ist wenigstens ein Mensch, wie er leibt und lebt. Gewiss hat er auch Vorzüge im Verkehr: er nimmt die Menschen nach ihrer besten Seite und ist feinfühlig in Bezug auf die schlichten, schönen Empfindungen anderer; aber oft ist er gleichsam eingehüllt in seine Stimmungen und dann für die anderen nicht zugänglich. Wie verliebt ist er in seine Frau, aber dabei so recht menschlich-männlich immer aufbrausend, gutherzig, naiv und ungerecht. Er ist die einzige nicht idealisierte Gestalt des Romanes, so ganz ein Mensch mit all den kleinen Schwächen, Dummheiten, Einbildungen und mit dem grossen Zuge, den die Menschen an sich haben, nämlich sich im Grunde nur für sich selbst zu interessieren und die anderen nur soweit zu lieben, als es die Stimmung mit sich bringt und als sie Genuss von ihnen haben. In Lewin schildert der Verfasser seinen eigenen Werdegang, in ihm gibt er sicherlich zeitlich zusammengedrängt ein vollkommenes Bild der wechselnden Stimmungen, die er in seinem eigenen Mannesalter gehabt hat, das

Bild eines echten Menschen mit seinen Fehlern und Schwächen, zugleich aber auch eines Menschen, der zu denen gehört, die das Salz der Erde bilden, selbst wenig geniessbar, aber die menschliche Gesellschaft vor Fäulnis schützend. Man merkt beständig, dass der Dichter das, was er von den anderen schreibt, nur beobachtet, aber nicht selbst empfunden hat. Trotzdem diese anderen Personen ja, was Natürlichkeit und Ausführlichkeit der Beschreibung ihres Wesens, ihrer Lebensanschauung, ihrer Gedanken und Gefühle betrifft, sicher die allermeisten Romanfiguren übertreffen, so tritt der Unterschied zwischen ihnen und Lewin ganz klar hervor. Wie idealisiert sind nicht besonders die weiblichen Gestalten, von der guten, hilfreichen und einfachen Warenka angefangen bis zu der ewig sorgenden, ewig sich mühenden Dolly, der ihren treulosen Gatten liebenden und ganz in ihren Kindern aufgehenden Frau, die so ganz voller Liebe und Güte gegen alle ist, die mit ihr zu tun haben! Fast etwas Unnatürliches an Liebheit und Lieblichkeit ist Kity, immer liebevoll, fröhlich, nachgiebig, voll Tüchtigkeit und Tapferkeit, trotz der feinsten gesellschaftlichen Bildung ein Naturkind, das sich stets kindliche Offenheit, Ehrlichkeit und Herzensgüte bewahrt, das instinktiv den „Sinn des Lebens“ erfasst, die Stimmungen ihres Mannes weder äusserlich noch innerlich kritisiert, sondern aus reiner Liebe auf sie Rücksicht nimmt und sich nach seinen Launen richtet. Mit welcher Wahrheit und Gerechtigkeit sind nicht die Männer trotz ihrer gänzlich von einander abweichenden Lebenswege und Weltanschauungen beschrieben! Da sind zunächst die beiden Brüder Lewins, Sergey, der berühmte Schriftsteller und Philosoph, der so sehr daran gewöhnt ist, ein einsames Geistesleben zu führen, dass er sich mit der Wirklichkeit nicht vertragen kann und die Fähigkeit, naiv zu lieben, verloren hat, Nikolai, der nach einem Übermass sittlicher Anstrengung aus Schwäche zu Grunde geht, der aber trotz seines oft abstossenden Benehmens so viele Perlen in seinem Gemüte zeigt. Was für ein Prachtexemplar von Vater ist der alte Fürst Schtscherbazkiy, immer liebevoll, gutmütig, klarsehend, vergnügt und zu ironischen Spässen aufgelegt! Selbst Oblonskiy, Dollys Mann, der gewiss höchst unrecht gegen Frau und Kinder handelt, wie ist er uns geschildert: stets rücksichtsvoll im Umgang mit andern, nie schlecht gelaunt, bemüht, einem jeden das Leben so leicht wie möglich zu machen. Und welch ein abgeschlossener, fest auf sich stehender Charakter ist erst Wronskiy! Sein Benehmen ist immer einfach und tadellos, seine Haltung Anna Karenina gegenüber stets musterhaft. Er steht gewissermassen fortwährend vor sich selbst in Parade; erlaubt er sich doch niemals, unzufrieden, kleinlich-eitel, neidisch oder launenhaft zu sein. Mit einem Wort: sein Wesen ist das eines ganzen, echten Mannes, so fehlerlos, dass es eben ganz unwahrscheinlich ist, dass es einen solchen Mann geben könnte. Die unverständlichste Gestalt ist wohl Aleksey Aleksandrowitsch Karenin, der Mann Annas. Obgleich der Verfasser von dieser Ehe als von einer falschen, weil bloss konventionellen spricht, in die Anna eingetreten ist, ohne ihren Mann zu lieben, ja ohne überhaupt die Liebe kennen gelernt zu haben, so beschreibt er doch ihr Zusammenleben als ein gutes, fast möchte ich sagen vorzügliches; es ist eine Ehe mit gemeinsamen Interessen, wo die Gatten einander genau kennen, Lust und Leid zusammen tragen, sich gegenseitig nichts in den Weg legen und stets freundlich miteinander verkehren, wenn auch keine leidenschaftliche Liebe vorhanden ist (wo wäre auch solche nach achtjähriger Ehe zu finden?), und man hat die unbedingte Empfindung, wäre nicht Wronskiy mit seiner verhängnisvollen Leidenschaft in Annas Leben getreten, so wäre es glatt und „glücklich“ verlaufen in dem Sinne, dass man glücklich-sein für zufrieden-sein gebraucht, obgleich Glück ja eigentlich etwas anderes ist. Wenn uns nun Karenins gutes, ruhiges und liebevolles Benehmen seiner Frau gegenüber für ihn einnimmt, berührt uns sein Aufgehen in streberischem Beamtenehrgeiz („Das ist kein Mensch, sondern eine Maschine des Ministeriums“ [I, 497], sagt Anna von ihm), vor allem aber seine grenzenlose Schwäche und Hilflosigkeit sowie seine Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung widerwärtig. Wir werden auf den letzten Punkt noch zurückkommen.

Und nun endlich Anna Karenina!

Mich dünkt, es gibt kaum ein erschütternderes Drama als das dieser Frau, und die Art, wie es uns vorgetragen wird, ist erst recht geeignet, es uns unauslöschlich einzuprägen und uns zu tiefstem Mitleid zu zwingen. Anna Karenina kommt am Bahnhof in Moskau an, mit dem Vorsatz, die Ehe ihres Bruders wieder in Ordnung zu bringen, eine Aufgabe, die sie mit wunderbarem Herzenstakte löst. Sie selbst ist eine wenn auch nicht glückliche, so doch zufriedene Frau und ganz glückliche Mutter. Sie hat alles, was eine Frau, die lang verheiratet ist und in ruhigen, gesicherten Verhältnissen lebt, sich wünschen kann. Ihr Mann macht ihr keinen Kummer, sie hat Gesellschaft, wie sie ihr passt, und dazu ihr reizendes Söhnchen, das von ihr angebetet wird und ihr in grosser Liebe anhängt, und mit dem sie sich viel beschäftigt. Ihre von allen anerkannte und bewunderte Schönheit und ihre grosse Liebenswürdigkeit machen ihr alle Herzen geneigt, sie ist verständig, anmutig, innig, teilnahmsvoll, gewinnend, treuherzig und lebenslustig. Und in Moskau trifft sie das Verhängnis. Wronskiy verliebt sich in sie. Ganz von ihr bezaubert, sucht er sich ihr zu nähern, allerdings in so ehrerbietiger Weise, dass noch keine Ursache zur Angst für sie vorliegt. Dann aber, auf der Rückreise nach Petersburg, als er, unwiderstehlich von ihr angezogen, ihr folgt und sie ihn auf einer Aufenthaltsstation erblickt, fühlt sie an der Freude ihres Herzens, welch tiefen Eindruck seine Bewunderung und Verehrung schon auf sie gemacht hat. Er erscheint ihr wie ein treuer Hund, der bittet, dass er bleiben darf. Wäre Wronskiy nun vom Schauplatz verschwunden, so wäre sein Erscheinen für sie sicherlich nur eine hübsche Erinnerung geblieben, aber nun wird es zu ihrem Schicksal. Mit einer unglaublichen Zähigkeit drängt er sich an sie heran, sucht er die Kreise auf, worin sie verkehrt, immer ehrerbietig, immer voll Liebe, jedes Wunsches und Winkes gewärtig. Für ihn liegt ja leider in dem Wunsche, mit ihr in Verbindung zu treten, ausser Leidenschaft auch noch Ehre. „Er wusste, dass in den Augen dieser Leute nur die Rolle eines Menschen, der ein junges Mädchen oder überhaupt ein lediges Weib unglücklich liebte, lächerlich werden konnte. Die Rolle eines Mannes aber, der sich einer verheirateten Frau näherte und um jeden Preis sein Leben dafür einsetzte, sie zur Untreue zu verleiten, eine solche Rolle konnte nur etwas Edles, Erhabenes haben und niemals lächerlich werden.“ (I, 176.) Anders liegt die Sache für Anna. Von Wronskiy wird ihr etwas geboten, was das Leben ihr bisher noch nicht gebracht, und was nun einmal der höchste und tiefste Glückstraum eines jeden jungen Menschen, besonders Weibes ist, eine wirkliche Leidenschaft. Sie findet nicht die Kraft, rechtzeitig zu entsagen, sondern lässt sich widerstandslos auf den Wellen der Glückseligkeit weiter tragen, immer weiter bis zur endlichen Erfüllung ihrer Leidenschaft — und zu ihrem Verderben. Es ist bei ihr ja keine unbedingte Notwendigkeit, keine willenlose Hingabe, nicht jenes Ohnmachtsgefühl gegen den Geliebten, jene Unfähigkeit, etwas anderes zu wollen als er, wie es Goethe so meisterhaft an Fausts Gretchen schildert; nein, bei Anna Karenina ist es die bewusste Freude an ihrem Glück. Sie denkt an die Worte seiner Leidenschaft, sie träumt von ihm, sie sehnt sich nach ihm, und so geht es weiter Schritt für Schritt bis zur Befriedigung ihrer Sehnsucht, die zugleich der Beginn ihrer Vernichtung ist. Wie viel Bitternis mischt sich von vorherein in dies durch das Verbrechen erkaufte Glück! Welch ein Leben für sie! „Wann es auch sein mochte, zu jeder Minute, zu der man sie hätte fragen mögen, woran sie denke, konnte sie, ohne einen Irrtum befürchten zu müssen, antworten, dass sie nur an das eine, an ihr Glück und an ihr Unglück, gedacht habe.“ (I, 258.) Wronskiy fordert von ihr die Scheidung; aber dann muss sie ja ihr Kind, ihren Mann, ihre Stellung verlassen! Über die beiden letzten Punkte käme sie ja in der Begeisterung ihrer Liebe noch weg, aber das Kind kann sie nicht verlassen. „Wronskiy konnte nicht begreifen, wie sie mit ihrer starken, ehrenhaften Natur imstande war, diese Lage voller Lug und Trug noch zu ertragen, dass sie nicht wünschte, sich derselben zu entziehen; doch er ahnte ja nicht, dass der

hauptsächlichste Grund hierfür das Wort „Sohn“ bildete, das sie nicht über die Lippen zu bringen vermochte. Wenn sie ihres Sohnes dachte und seiner künftigen Beziehungen zu der Mutter, die seinen Vater verlassen hatte, wurde es ihr so entsetzlich zu Mute über das, was sie getan, dass sie nicht mehr überlegte, sondern als echtes Weib sich bemühte, nur noch mit Trugschlüssen und Worten Beruhigung zu erlangen, in dem Wunsche, es möchte alles beim alten geblieben sein und die furchtbare Frage in Vergessenheit kommen, was mit dem Sohne werden sollte.“ (I, 262.) So hofft sie ins Blaue hinein, es werde sich ein Weg zeigen, wie sie sich den Sohn und den Geliebten erhalten könne, und vermag zu keinem Entschluss zu kommen. Auch Wronskiy fühlt sich nicht weniger als glücklich. Er erkennt, dass er die Ursache ihres Unglücks sei, dass er schlecht gehandelt habe, und mit dieser furchtbaren Erkenntnis verbindet sich noch eine zweite: „Wie vielmals schon hatte er sich gesagt, dass ihre Liebe für ihn ein Glück sei; und nun, wo sie ihn liebte, wie ein Weib nur lieben kann, für welche alle Güter im Leben von der Liebe überwogen werden, fühlte er sich bei weitem ferner von jener Glückseligkeit als damals, da er ihr von Moskau aus nachgereist war. Damals hatte er sich für unglücklich gehalten, aber das Glück konnte noch kommen; jetzt fühlte er hingegen, dass das höchste Glück bereits dahinter liege. Ausserdem aber fühlte er auch, dass er seine Liebe damals, als sie noch stärker war, wenn er ernstlich gewollt hätte, aus seinem Herzen hätte reissen können. Jetzt aber, wenn es ihm, wie in dem gegenwärtigen Augenblick, schien, als ob er gar keine Liebe zu ihr empfinde, jetzt erkannte er, dass sein Bund mit ihr nicht mehr gelöst werden könne.“ (I, 495.)

Die Ereignisse führen die Entscheidung herbei, beide sehen dem Tode ins Auge und glauben damit ein Anrecht aufeinander erkauft zu haben. So verlassen sie alles und verleben in Italien eine Zeit, die ihnen nach all den furchtbaren Aufregungen als eine glückliche erscheinen muss. „Wronskiy jedoch war ungeachtet der vollständigen Verwirklichung dessen, was er so lange ersehnt hatte, nicht vollkommen glücklich. Er fühlte bald, dass die Verwirklichung seines Wunsches ihm nur ein Körnlein von jenem Berg von Glück gewährt hatte, den er erwartet hatte. Diese Verwirklichung zeigte ihm nur den ewigen Fehler, den die Menschen begehen, indem sie sich das Glück als Verwirklichung eines Wunsches denken.“ (II, 39.) Und Anna verzehrt sich selbst im höchsten Glücksgefühl vor Sehnsucht nach ihrem Sohne, die sie schliesslich in die Heimat zurücktreibt. Man mag ja über Anna Karenina denken, wie man will, aber ich glaube, dass ihr die Teilnahme jedes gefühlvollen Menschen sicher ist, der die Scene liest, wie sie sich in das Haus ihres Gatten hineinstiehlt, in dieses Haus, das so lange das ihrige war, das alles umschliesst, was neun Jahre ihr ganzes Leben gewesen, wie sie ihren Jungen wiedersieht, der grösser und magerer geworden und durch die kurzgeschnittenen Locken ganz verändert ist, ihr Kind und doch nicht das ihre, den Knaben, den sie mit unsäglicher Liebe und Sorge gross gezogen, dem sie seit seiner Geburt alle Zärtlichkeit ihres Herzens, alle innigen Gedanken und Wünsche geweiht und der ihr dafür mit so grosser kindlicher Anhänglichkeit gelohnt hat, der nicht nur ihr Kind, sondern auch ihr bester kleiner Freund gewesen, den sie um ihrer Leidenschaft willen verlassen und aufgegeben hat, und der nun bei ihrem Anblick vor Glück und Zärtlichkeit fast vergeht. Es ist das vielleicht die schönste Stelle des ganzen Buches.

„Sergey! Geliebter Knabe!“ sprach sie mit erstickter Stimme, mit beiden Armen den blühenden Körper umfangend.

„Mama!“ sagte er, sich regend in ihren Armen, um mit wechselnden Stellen seines Leibes ihre Arme berühren zu können. Schlaftrunken, lächelnd, noch immer mit geschlossenen Augen, fasste er mit den runden Ärmchen nach ihren Schultern und warf sich auf sie, jenen lieblichen Schlafduft,

jene Wärme von sich ausströmend, die nur bei Kindern da ist, und begann dann, sein Gesicht an ihrem Hals und ihren Schultern zu reiben.

„Ich wusste es“, sagte er, die Augen öffnend. „Heute ist mein Geburtstag. Ich wusste es, dass du kommen würdest. Sogleich werde ich aufstehen.“

Sie vermochte nicht zu sprechen; die Tränen erstickten sie.

„Weshalb weinst du denn, Mama?“ sagte er, vollständig aus dem Schlafe erwacht.

„Mama, weshalb weinst du?“ rief er mit weinerlicher Stimme aus.

„Ich weine nicht; ich weine vor Freude, ich habe dich so lange nicht gesehen. Nein, ich werde nicht weinen“, sagte sie, ihre Tränen verschluckend und sich abwendend. (II, 133.)

„Sie lauschte den Klängen seiner Stimme, sah sein Gesicht und das Spiel seiner Mienen, sie fühlte seine Hand, aber sie verstand nicht, was er sprach. „Ich muss fort und ihn verlassen“, das allein dachte und fühlte sie noch. „Mein Liebling“, sprach sie. Sie konnte nicht sagen „Lebewohl“, aber der Ausdruck ihres Gesichtes sagte es, und er verstand. „Mein süsser, lieber Kleiner“, sagte sie zu ihm und nannte ihn mit einem Kosenamen, mit welchem sie ihn zu rufen pflegte, als er noch ganz klein war, „wirst du mich auch nicht vergessen? Du“ — doch weiter vermochte sie nicht zu sprechen. Soviel Worte sie sich auch später noch ausdachte, die sie ihm hätte sagen können, jetzt wusste und vermochte sie nichts zu sagen. Sergey aber verstand alles, was sie ihm mitteilen wollte. Er verstand, dass sie unglücklich war und ihn liebte.

„Sergey, mein Herzblatt“, sagte sie, „liebe deinen Vater, er ist besser und edler als ich, und ich trage eine Schuld vor ihm. Wenn du einmal gross bist, dann wirst du urteilen können.“

„Bessere Menschen als dich gibt es nicht!“ rief er voll Verzweiflung durch Tränen hindurch, fasste sie an den Schultern und begann sie aus allen Kräften an sich zu pressen mit vor Anstrengung bebenden Armen.

„Meine Seele, mein liebes Kind!“ sagte Anna und begann leise so nach Kinderart zu weinen, wie er selber weinte. Sergey liess sich auf sein Bett fallen und begann zu schluchzen, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Anna nahm diese Hände weg, küsste ihm noch einmal das betaute Antlitz und ging schnellen Schrittes zur Tür hinaus. Sie war nicht dazu gekommen, die Geschenke herauszunehmen, die sie mit so grosser Liebe und so grossem Schmerze gestern im Laden gekauft hatte, und brachte sie wieder nach Hause.“ (II, 136 ff.)

Nie mehr sieht sie ihren Sohn wieder, für immer ist sie körperlich wie geistig von ihm getrennt. Um sich noch einen Schatten der Vereinigung mit ihm zu retten, weigert sie sich, in eine Scheidung einzuwilligen. Um das ewige Denken an ihn loszuwerden, nimmt sie abends Morphium. „Wisse“, sagt sie zu Dolly, „dass ich, wie mir scheint, gleich stark, aber mehr noch als mich selbst, zwei Wesen liebe, Sergey und Wronskiy. Nur diese beiden Wesen liebe ich, und doch schliesst eines das andere aus. Ich kann sie nicht vereinigen, und dies allein ist mir doch Bedürfnis. Wenn es nicht angeht, so ist mir alles gleichgültig.“ (II, 270.)

Von der Gesellschaft verstossen, klammert sie sich an das eine an, was ihr geblieben, an Wronskiy und seine Liebe, die ihr alles ersetzen soll, was sie dafür aufgegeben hat Sie, die früher soviel Bewunderung und Neid erregte, findet jetzt überall nur noch Verachtung und Mitleid, und sie fühlt, dass das Glück, wofür sie jenes alles geopfert, nicht mehr hält: das einzige, was sie besitzt; Wronskiys Liebe, beginnt zu erkalten. Das Gift, zu dem sie greift, um dem schlaflosen Grübeln zu entgehen, zerstört den Rest ihrer Güte, Ruhe und Gesundheit, es zerrüttet ihre Nerven, macht sie reizbar und ungerecht, wodurch natürlich Wronskiys Liebe, Geduld und Mitleid sich verringern müssen, und macht sie reif für ihre wahnsinnige letzte Tat. Man kann auch hier merken, dass Tolstoi oft an Selbstmord gedacht hat, besonders an der Art, wie er in dem wunderbaren letzten Monologe Annas

den grossen Ekel an allem so grausam naturwahr beschreibt. „Ich habe auch geglaubt, dass ich meinen Sohn liebte, und war gerührt von seiner Zärtlichkeit. Und doch habe ich auch ohne ihn gelebt, habe ihn um eine andere Liebe vertauscht und diesen Tausch nicht beklagt, so lange ich in dieser Liebe Genüge fand.“ (II, 430.) Ja, so sind wir Menschen! In dieser Anna Karenina hat Tolstoi den Menschen in seiner ganzen Grösse, Halbheit, Selbstsucht und Herzenslauheit geschildert.

So geht sie zum Bahnhof von Moskau, um sich dort unter den Zug zu werfen. Wie erschütternd wirkt der Gegensatz zwischen ihrer doppelten Ankunft daselbst! Als sie zuerst ihres Bruders und ihrer Schwägerin halber nach Moskau kam, strahlend vor Schönheit, ihres herzbesiegenden Liebreizes gewiss, in überquellender Lebenslust, von ihrem geliebten Söhnchen plaudernd — wie gut meinte sie es da und rannte doch in ihr Verderben! Und jetzt kommt sie, angeekelt vom Leben, von Bitterkeit erfüllt, von allen verlassen, ohne jeden Halt, selbst an dem Letzten, der Macht ihrer Schönheit, verzweifelnd, keine Gefühle hegend als Hass, Reue, Überdruss und Verzweiflung. Das hatte die kurze Zeit aus ihr gemacht, damit hatte sie den kurzen Traum des Glücks bezahlt!

„Ein Gefühl, ähnlich dem, wie sie es empfunden hatte, wenn sie sich beim Baden bereit machte, in das Wasser zu steigen, wandelte sie an, und sie bekreuzte sich. Die gewohnte Geberde der Bekreuzigung rief in ihrer Seele eine ganze Reihe von Erinnerungen aus ihrer Mädchen- und Kinderzeit herauf, und plötzlich zerriss die Finsternis, die alles vor ihr verdeckt hatte, und das Leben trat für einen Augenblick vor sie hin mit all seinen lichten vergangenen Freuden. Sie verwandte währenddessen kein Auge von den Rädern des herankommenden Wagens, und genau in dem Augenblick, wo der Mittelpunkt zwischen den Rädern vor ihr war, fiel sie auf die Hände unter den Wagen. In dem nämlichen Augenblicke aber erschrak sie über das, was sie getan hatte. „Wo bin ich, was tue ich, warum?“ Sie wollte sich wieder erheben, aber etwas Ungeheures, Unerbittliches stiess sie vor den Kopf. „Herr Gott, vergib mir alles!“ sprach sie, die Unmöglichkeit eines Kampfes fühlend. Das Licht, bei welchem sie das von Mühsal und Lüge, Weh und Übel erfüllte Buch gelesen hatte, flammte in noch hellerem Glanze empor und erleuchtete alles vor ihr, was früher für sie im Dunkeln gelegen hatte, es prasselte, verdunkelte sich und verlosch auf ewig.“ (II, 436.)

Um das Wort, das sie in ihrem letzten Streite mit Wronskiy ausgesprochen, dass er bereuen solle, wahr zu machen, ist sie in den Tod gegangen und hat in ihrem Geliebten den Stachel unabwendbarer Reue zurückgelassen. Ja, dieses Mannes Unglück war auch besiegelt, als er zum erstenmal in Moskau mit Anna zusammentraf. Auch er hatte alles für sie geopfert, seinen Beruf, seinen Ehrgeiz, seine Freunde, seine Familie, und kaum hatte er sich wieder ein wenig emporgearbeitet und eingelebt, da brach das Unglück vollends über ihn herein, zuerst der ewige Streit, die peinliche Lage, dann das entsetzliche Ende Annas, deren Unglück er doch verursacht hatte, und der darin liegende ewige Vorwurf.

Jedenfalls legt uns dieses Buch in erschütternder Weise nahe, dass das Glück, wenn es ausserhalb der uns gesetzten Schranken, auf einem unnormalen Wege gesucht und sogar gefunden wird, viel zu teuer bezahlt wird. Es ist in modernen Romanen soviel die Rede von der „Sünde gegen sich selbst“, und ganz im Gegensatz zu der Art, wie diese „Sünde“ dort als darin bestehend aufgestellt wird, dass man gegen die Leidenschaft ankämpft, der „Stimme des Herzens“ nicht folgt, das „Recht der Persönlichkeit“ sich nicht wahrt, sich nicht „auslebt“ u. s. w., leuchtet aus Tolstois Roman klar und deutlich hervor, dass Anna Karenina eine „Sünde gegen sich selbst“ beging, indem sie einem lockenden Glücke folgend ihr Kind aufgab, ja sogar, indem sie ihre Stellung in der Welt aufgab. Dieses beides war ihr zum Leben notwendig, so gut man Brot braucht und Alkohol nicht.

Ein Jahr besteht aus 365 Tagen, die ausgefüllt sein wollen, und das vermag die Liebe allein nicht. Andere, trivialere Dinge verstehen das besser, Arbeit, gleichviel welcher Art, Unterhaltung mit den Menschen, wenn es auch solche sind, die einem ganz gleichgültig sind u. s. w. Dazu kamen bei ihr noch die Gewissensbisse, ihr Kind, das voller Sehnsucht nach der Mutter war, in den Händen eines Vaters, der wenig darum gab, gelassen und sich durch eigene Schuld seiner beraubt zu haben. Solch ein entsetzlicher Vorwurf muss allein genügen, das Leben zu vergiften.

Wie viele Bücher gibt es, welche die Leidenschaften verherrlichen! Gewiss gewähren diese elementaren Ausbrüche der Seelenkräfte oft einen grossartigen, zuweilen sogar einen erhebenden Anblick, genau wie die gewaltsamen Ausbrüche der Naturkräfte; aber die fürchterlichen Verheerungen, die sie anrichten, mahnen deutlich, dass es besser ist, sie gleich im Entstehen zu ersticken. Aber das Schlimme ist, dass der Mensch gewöhnlich die Gefahr nicht kennt, in die er sich hineinbegibt, und wenn er sie erkannt hat, steht es oft nicht mehr in seiner Macht, die Leidenschaft einzudämmen.

Im Gegensatz zu dem verfehlten Lebensglück Annas und Wronskiys schildert uns der Dichter das auf dem normalen Wege nach redlichen Kämpfen erreichte Familienglück Lewins und Kitys in herrlichen, aber doch naturwahren Farben. Gerade nachdem bei ihnen der erste Taumel des Glücks und die erste Enttäuschung vorbei ist, fängt erst das rechte Glück ihrer Ehe an: ausser etwas Langeweile und Eifersucht ist dort alles fein in Ordnung. Diese spiessbürgerliche Auffassung der Ehe als des Richtigen und der Freiheit der Liebe als des Unrichtigen werden ihm sicher viele durch die Modernen beeinflussten deutschen Leser nicht verzeihen; es ist auch gar zu unmodern. Auch das werden ihm sicher viele, welche mit Vorliebe die deutschen Gesellschaftsromane lesen, nicht vergeben, dass sein höchstes Lebensideal trotz allem, was er in Tendenzschriften sonst geschrieben, die Familie ist, diejenige, die unbekümmert um die Gesellschaft ganz sich, ihren Kindern, nächsten Verwandten und Freunden lebt, und doch tritt es so offenbar in dem ganzen Buche zu Tage. „Anna Karenina“ ist ein echter Familienroman; das Interesse bleibt bei einer einzigen Familie und denen, die ihr durchaus nahestehen; diese Personen lernen wir genauer kennen, während die anderen mehr Zufallsbekanntschaften sind. Selbst die einfachsten Familienbilder, die uns vorgeführt werden, haben einen eigenen Zauber; fühlt sich doch jeder in seine eigene Welt versetzt und bewundert die zarte Empfindung dieses Mannes, der bis in die kleinsten Schattierungen hinein die Gefühle eines Mutterherzens kennt. Und wie hat er die Kinder beobachtet, ihre kleinen Unarten, ihre Gutherzigkeit, ihre Niedlichkeiten und die hässlichen Dinge, die den Eltern so grosse Sorge machen!

Es gibt wohl kaum einen anderen Schriftsteller, der das Familienleben so entzückend und gleichzeitig so naturwahr zu schildern versteht. Welch schöne Bilder führt er uns vor Augen: Kity als junge Hausfrau im Kreise der Ihrigen, Dolly von ihren sechs Kindern umgeben „gleich einer Bruthenne“, wie ihr Lewin entgegenruft. (I, 368.) Um diese beiden prächtigen Frauen gruppieren sich die beiden Familien, welche die Typen der Familien sind, die allein diesen Namen verdienen: die „Idealfamilie“, wo Mann und Weib, in inniger Liebe verbunden, neben ihren eigenen Interessen die Familieninteressen gemeinsam haben, und die „Mutterfamilie“, wo die Mutter in ihren Kindern aufgeht und das einzig für sie denkbare Glück findet, wenn der Mann sich den Pflichten gegen Weib und Kinder entzieht.

„Es ist indessen schwer für einen unzufriedenen Menschen, einem anderen und zwar gerade dem, der ihm am nächsten steht, in Bezug auf das, worüber er unzufrieden ist, nicht Vorwürfe zu machen.“ (II, 68.) Tolstoi zeigt uns, wie man an dieser Hauptklippe vorbeisteuert, an der das behagliche Familienleben am leichtesten scheitern kann: jeder muss des anderen Rechte achten, ihn nicht in seinen berechtigten Interessen stören, an seinem Wohl und Wehe Anteil nehmen, es verstehen, über seine harmlosen Eigentümlichkeiten ein Auge zuzudrücken und zur rechten Zeit zu

schweigen, ihn schonen, wenn er von Kummer niedergedrückt ist. Und da auch gute Menschen sich leicht in grossem Schmerze vergessen, so muss man auch eine in solchem Zustande zugefügte Kränkung rückhaltslos verzeihen können. Wenn aber jemand sich schwer vergangen hat, dann darf man ihn nicht dadurch noch tiefer fallen lassen, dass man ihn verachtet und im Stiche lässt. Das sind die selbstverständlichsten Forderungen der Liebe, wie sie zwischen Familienangehörigen herrschen muss. Es ist ja sonst üblich, einander in Gesellschaft zu schonen; aber das ist reine Zweckmässigkeitsmoral, und manche, die in diesem Punkte strenge Grundsätze haben, finden nichts darin, wenn sie ihre eigenen Angehörigen moralisch misshandeln.

Im unmittelbaren Gegensatz zu der durch den Geist der Liebe verbundenen Familie steht in unserem Buche die „Gesellschaft", die sich in erster Linie durch kleinliche Beweggründe leiten lässt und in ihren Regeln und Urteilen eine hervorragende Denkunfähigkeit und Oberflächlichkeit zeigt. Besonders das Milieu Wronskiys, die Petersburger Hofgesellschaft, der dieser seine ihn ins Unglück stürzenden Ansichten verdankt, wird von Tolstoi — zweifellos mit genauester Sachkenntnis — in seiner ganzen Hohlheit und Kälte blossgestellt. Wronskiys Mutter billigt sein Verhältnis zu Anna Karenina, so lange es ihm zur Ehre gereicht und seiner beruflichen Stellung nicht schadet. Sein älterer Bruder, der sich selbst eine Balleteuse hält, tadelt das Verhalten seines Bruders, weil es „denen nicht gefiel, denen man gefallen sollte." (I, 241.) „Die Mehrzahl der jungen Frauen, welche Anna missgünstig waren, weil es ihnen schon längst unangenehm gewesen war, dass man sie „die Tugendhafte" nannte, freute sich nun auf das, was sie voraussahen. Man wartete lediglich auf den Umschlag in der gesellschaftlichen Meinung, um über sie mit der ganzen Wucht der Verachtung herfallen zu können. Sie häuften gleichsam jene Haufen von Unrat auf, mit denen man sie bewerfen wollte, sobald die Zeit dazu gekommen sein würde." (I, 240.) Und was sind das für Frauen, die über Anna zu Gericht sitzen? Die Fürstin Betsy und Konsorten, die unter dem Schutze des Hauses ihrer Gatten offizielle Liebhaber sich halten, die hysterische, frömmelnde, ewig liebelnde Lydia! Wenn es noch die pflichtgetreue, unsäglich gute Dolly oder die liebliche, zartempfindende, reine Kity wären! Jene entschuldigt Anna und bemitleidet sie, und diese enthält sich des Urteils, ausser wenn Eifersucht sie bitter macht. Ja, das Urteil der Welt! Wer selbst gut ist, urteilt selten scharf und lieblos über das Handeln eines Mitmenschen, am wenigsten eines Unglücklichen; er ist zu glücklich oder wenigstens zu neidlos, um das zu tun.

Manche sehen den Grundgedanken des Romans in dem Gegensatz zwischen Oblonskiy und seiner Schwester Anna; sie sagen, das Buch beweise, dass die Untreue des Weibes unendlich schlimmer als die des Mannes sei. Diesen in der Natur der Dinge begründeten Gedanken halte ich nicht für das Wesentliche des Buches; worin ich dieses erblicke, glaube ich hinreichend ausgeführt zu haben. Oblonskiy als Mann gibt seine Liebe in kleiner Münze aus. Hätte Anna es so gemacht wie er, anstatt ihr Leben einer einzigen elementaren Leidenschaft zu opfern, so wäre es vielleicht gleich dem seinigen im behaglichen, von der Gesellschaft geduldeten Sumpf verlaufen, ohne Aufregung, ohne besondere Leiden, ohne jenes schreckliche Ende. Hätte sie nicht hinreichende innere Wahrhaftigkeit, Offenheit und Kühnheit besessen, um sich zu ihrer Liebe zu bekennen, sondern gleich ihren Freundinnen nur heimlich geliebt, so wäre sie nie ausgestossen und verfemt worden. Die Gesellschaftsmoral mit ihrer unsinnigen Auffassung: Die Schande fängt erst beim Skandal und Unglück an — und ihrer Vogel-Strauss-Politik: Nur nicht sagen, dass etwas ist, dann ist es auch nicht — setzt auf die Aufrichtigkeit Strafen und erzieht die Menschen notwendig zu Heuchlern. Die Gesellschaft bringt es auch zuwege, dass man sich seiner besten Empfindungen schämt und sie verleugnet. Das tritt besonders bei Karenin hervor, diesem Manne, der mit einer guten, weichen Natur begabt, zugleich aber gänzlich von der öffentlichen Meinung abhängig ist,

von „jener rohen, geheimnisvollen Kraft, welche im Widerspruch mit seiner seelischen Stimmung sein Leben leitete." (I, 583.) „Er fühlte sich ohnmächtig; er wusste im voraus, dass alle gegen ihn sein und ihm nicht gestatten würden zu tun, was ihm jetzt so naturgemäss und gut erschien, sondern ihn zwingen würden, auszuführen, was schlecht war, ihnen aber als pflichtgemäss erschien." (I, 584.) Wie glücklich macht ihn seine Verzeihung, sein Mitleid mit seiner Gattin, seine Zärtlichkeit für das kleine Kind, welches nicht das seine ist, bis er merkt, wie die Welt darüber lacht und spricht, die Welt, die merkwürdigerweise alle guten, schlichten Gefühle verachtet, bespöttelt und belacht und dadurch die Menschen zur Herzlosigkeit erzieht. Und wie lohnt ihm die Welt seine Abhängigkeit von ihrem Urteil? „Er fühlte, dass er die Gehässigkeit der Menschen nicht werde zurückweisen können, weil diese nicht davon herrührte, dass er ein Narr war — in diesem Falle hätte er sich schon bemühen können, als etwas Besseres zu erscheinen — sondern davon, dass er schmachvoll und widerlich unglücklich war." (II, 96.) Ja, so ist diese mächtige rohe Kraft, die man immer über sich fühlt, der sich fast jeder in fast allem unterwirft, die in dem Menschen die Furcht vor dem erweckt, was die andern wohl sagen werden — nicht die guten, klugen Menschen, sondern die kleinlichen, gedankenlosen, die Durchschnittsmenschen. Das Urteil der Welt ist ja an verschiedenen Orten und in verschiedenen Lebenskreisen verschieden, aber darin stimmt es ziemlich überall überein, dass die natürlichen, schlichten Gefühle, Einfachheit, Bedürfnislosigkeit geringgeschätzt werden, während das Mitmachen von Vergnügungen, die Kenntnis der Mode auf allen Gebieten Bewunderung und Neid einflösst. Nur einen Tribut zollt die Welt der wirklichen Güte: man muss den Schein wahren, soweit er verlangt wird. Gewisse moralische Reden sind vorgeschrieben, wahr brauchen sie nicht zu sein.

Solche einfache und doch so wenig erkannte Dinge predigt Tolstoi überall, d. h. er sagt ja selbst wenig, er lässt nur seine Leute und ihre Schicksale reden. Das ist Lebensweisheit, aus der ein jeder lernen könnte. Wie oft erfüllt er uns mit Bewunderung durch seine zutreffenden Bemerkungen, wie oft macht er uns lächeln durch die herzerquickenden Schilderungen menschlicher Naivitäten! Man kann jede der elfhundert Seiten aufschlagen und wird auf jeder etwas finden, was man bei andern Schriftstellern nicht finden wird. Ich gebe einige Proben:

„Es gab keine Anfwort darauf ausser jener allgemeinen, die das Leben selbst auf die verwickeltsten und unlösbarsten Fragen erteilt. Die Antwort war die: Man muss leben im Zwange des täglichen Lebens, mit anderen Worten, sich vergessen." (I, 6.)

„Er liebte seine Zeitung wie eine Cigarre nach dem Mittagsmahl, wegen des leichten Nebels, den sie in seinem Hirn erzeugte." (I, 11.)

„Wie oft kommt es nicht unter den Menschen vor, dass, wenn zwei sich verschiedene Wirkungskreise erkoren haben, jeder von ihnen, wenn er auch die Tätigkeit des anderen beurteilen kann und gutheisst, sie gleichwohl im Grunde seiner Seele verachtet. Jedem scheint es, als wenn das Leben, welches er führt, allein ein wirkliches Leben sei, und dass das, welches der andere führt, nur eine Einbildung sei." (I, 24.)

„Plötzlich empfanden sie beide, dass, obschon sie Freunde waren, miteinander diniert und Wein getrunken hatten, was sie beide doch noch mehr nähern musste, gleichwohl ein jeder von ihnen nur mit seinen eigenen Sachen zu tun hatte und den einem die Angelegenheiten des anderen so gar nichts angingen." (I. 58.)

„Die Gräfin Lydia, welche sich für alles das am meisten interessierte, was sie nichts anging, hatte indessen nichtsdestoweniger die Gewohnheit, niemals das zu Ende zu hören, was sie eben interessierte; sie unterbrach daher Anna." (I, 148.)

„Der Arzt liess sich lächelnd ihr gegenüber nieder, ergriff ihren Puls und begann von neuem, langweilige Fragen an sie zu richten. Sie antwortete ihm, plötzlich aber erhob sie sich entrüstet.

„Entschuldigen Sie mich“, sagte sie, „aber dies kann doch sicherlich zu nichts führen. Sie fragen mich nun zum drittenmal nach demselben.“ Der berühmte Arzt fühlte sich nicht beleidigt. „Eine krankhafte Gereiztheit“, sagte er zu der Fürstin, als Kity hinausgegangen war.“ (I, 164.)

„Bei sich selbst dachte Lewin: Ich würde niemals mit meinen Kindern französisch sprechen und dürfte auch derartige Kinder gar nicht haben. Die Kinder dürfen nur nicht geflissentlich verdorben und verbildet werden, dann bleiben sie vorzüglich. Und ich werde solche verbildete Kinder nie haben.“ (I, 375.) Wie schade, dass er sich später nicht seiner Worte erinnern wird! Hätte Tolstoi noch eine Geschichte der Lewinschen Kinder geschrieben, so würde sich gezeigt haben, dass auch sie ein Gemisch von Ungezogenheit und Lieblichkeit dargestellt hätten, und dass auch sie zum grossen Teil nach den herrschenden Anschauungen erzogen worden wären.

Es gibt wohl kein Ding des Lebens, über das man nichts aus diesem Buche lernen könnte; kein Wunder bei einem so vielseitigen und psychologisch scharfsinnigen Kopfe. Tolstoi ist auch der einzige unter allen Schriftstellern, der die Gespräche der Menschen in wirklich realistischer Weise darstellt. Wir finden bei ihm jede Art von Gespräch: Salonklatsch, Unterhaltungen über persönliche Angelegenheiten, Reden der Frauen über Familien- und Haushaltungssachen, Disputationen der Männer über Philosophie, Naturwissenschaften, Kunst, Literatur, Volks- und Landwirtschaft. Alle möglichen Probleme der Wissenschaft und des Lebens werden mit Sachkenntnis und Gerechtigkeit uns vorgeführt, wie man für und wider sie redet und sie doch nicht löst bezw. zu einem einigenden Standpunkt gelangt. Wir sehen, warum jeder eine bestimmte Ansicht hat bezw. vertritt. So z. B., als auf dem Gesellschaftsabend bei Oblonskiys die Rede auf die Frauenemanzipation kommt, tritt Oblonskiy für die Rechte alleinstehender Frauen ein, weil er an seine Geliebte denkt, Dolly spricht erbittert dagegen, weil sie errät, weshalb ihr Mann dafür einsteht, der alte Fürst freut sich königlich über seinen eigenen Witz, Lewin ist an und für sich überzeugt, der Wirkungskreis einer Unverheirateten müsse in irgend einem Haushalt sein, ändert aber sofort seine Meinung, „als er in dem Herzen Kitys die Furcht vor dem Mägdedienst und der Erniedrigung sieht.“ (I, 546.) Man begreift, wie die persönlichen Interessen ausschlaggebend dafür sind, welche Ansichten vertreten werden. Aber wirkliche, durch selbständige Geistesarbeit gewonnene Ansichten kann man doch nicht gut von den Menschen verlangen. Die meisten stellen in diesem Punkte denkbar bescheidene Ansprüche an sich selber, sie sind vollständig mit sich zufrieden, wenn sie nur zu jeder „Frage“ eine Redensart zur Hand haben, und glauben, dass eine solche gründliche Sachstudien und gründliches Nachdenken vollständig aufwiege.

Unübertroffen ist unser Buch in der höchst natürlichen Einzelschilderung der Gespräche. Wir sehen nicht nur, warum jeder im allgemeinen so denkt und spricht, sondern auch, welche Empfindungen er augenblicklich beim Sprechen hat und wie diese seine Worte und den Ton derselben beeinflussen, überhaupt w i e gesprochen wird. In welchem Buche findet man Stellen wie folgende: — „sagte er in einem Tone, als habe ihn soeben jemand beleidigt“. (I, 26.) — „sprach er so hitzig, als habe jemand von den Anwesenden seine Meinung schon bestritten“. (I, 26.) — „sprach sie mit lauter Stimme in dem Gefühle, dass alles an ihrem Munde hing“. (I, 185.) — „frug er, seinerseits empfindlich geworden, weil sein Bruder das nicht bedeutungsvoll fand, was ihn beschäftigte, und namentlich weil derselbe ihm offenbar fast gar nicht zugehört hatte“. (I, 336.) — „versetzte Anna, welcher die Lüge, die ihrer Natur sonst so fremd war, in der Gesellschaft nicht nur als etwas ganz Einfaches und Natürliches erschien, sondern sogar Vergnügen machte“. (I, 409.) — „dies waren die einzigen Worte, die aufrichtig gesprochen worden waren“. (I, 486.) — „sie machten Worte, nur um nicht zu schweigen“. (I, 525.) — „fiel Peszoff ein, der fortwährend ungeduldig zu Worte zu kommen gesucht hatte und, wie es schien, stets seine ganze Seele in das legte, worüber er sprach“. (I, 531.) — „er bedauerte, dass nicht e r das gesagt hatte“. (I, 535.) — „fuhr er fort, ohne zu bemerken oder

bemerken zu wollen, dass auch Wronskiy und Anna zu reden wünschten.“ (II, 43.) — „sprach er, missvergnügt alle anblickend und wohl gewahrend, dass man über etwas gesprochen hatte, wovon man in seiner Gegenwart nicht geredet haben würde.“ (II, 162.) — „sagte er, augenscheinlich zum erstenmal im Leben klar hierüber nachdenkend und infolgedessen auch vollständig aufrichtig.“ (II, 203.) — „Lewin antwortete nicht; das im Laufe des Gesprächs geäusserte Wort, dass er wenn auch nur im negativem Sinne gerecht handle, beschäftigte ihn.“ (II, 205.) — „man musste hier lächeln, um zu beweisen, dass man den Scherz verstanden hatte.“ (II, 311.) — „Er begann nun vorsichtig, als taste er nach Boden, seine Anschauung darzulegen.“ (II, 318.) — „Diese Ansicht war entsetzlich nach dem Urteile der einen, sie war sehr einfach und richtig nach dem der anderen; die einen sahen auf der gegnerischen Seite niedrige Verleumdung und Betrug, die anderen Kinderei und Missachtung der Autorität.“ (II 321.) — „Noch nie hatte Lewin etwas Vernünftiges, was er je einmal gesagt haben mochte, so viel Vergnügen gemacht wie dies.“ (II, 344.) — „Diese unterbrach ihn sogleich nach ihrer Gewohnheit und begann selbst zu erzählen.“ (II, 387.) — „„Dir ist sie erforderlich für die Kinder, aber an mich denkst du nicht“, sprach sie, vollständig vergessend und überhörend, dass er gesagt hatte: „Für dich und für die Kinder.““ (II, 408.) — „Die beiden ergriffen mit ihren schon bereitgehaltenen Erwiderungen gleichzeitig das Wort.“ (II, 483.) — „„Doch nein“, dachte er dann, „ich mag nicht mit ihnen streiten, sie tragen einen undurchdringlichen Panzer, während ich nackt bin.““ (II, 489.)

Man schlage eine beliebige Seite des Buches auf und wird auf das menschliche Denken, Empfinden, Wollen, Reden und Handeln bezügliche Stellen finden, wie sie in solcher Anschaulichkeit, Durchsichtigkeit und Naturwahrheit schwerlich in einem anderen Buche zu finden sind. Das ist ja für den ständigen Leser unseres Romanes der immerwährende Reiz, dass er das Buch nur zu öffnen braucht, um die psychologische Kunst des Verfassers von neuem zu bewundern und sich in den Bann seiner genialen Menschenkenntnis ziehen zu lassen. Was man auch im einzelnen von Tolstois Werken und Wirken halten mag, für mich ist der Verfasser von „Anna Karenina“, der mir von allem erzählt, was der Mensch, der alltägliche, aber gefühlvolle, erlebt und empfindet und redet und träumt, der mir schildert, wie er sich ärgert und amüsiert, wie er eingebildet ist und bescheiden, der das alles so beschreibt, dass es mich immer wieder aufs neue anregt, rührt und entzückt, ein Gegenstand der höchsten Bewunderung. Welches Zeug bekommen wir bei den meisten anderen Schriftstellern zu lesen, die das Leben darzustellen behaupten! Die absonderlichsten Dinge werden hervorgeholt und mit den nichtssagendsten und phrasenhaftesten Worten beschrieben, und von den einfachen, naheliegenden Dingen spricht man nur so im Vorübergehen oder auch gar nicht. Und das Leben, das alltägliche Leben bietet doch so viel des Ergreifenden. Aber die meisten Leser wollen ja nur Phrasen, und es interessiert sie gar nicht, über ihr eigenes Denken, Fühlen und Handeln zu lesen, ebensowenig wie sie den Wunsch haben, auf anderem Wege darüber zur Klarheit zu gelangen. Es lebt sich ja viel bequemer mit der allmächtigen Phrase, die in der Welt einen bedeutend höheren Kurs hat als die Wahrheit.

IV. Zola, Germinal.*)

Il l'interrompit d'un cri de conviction ardente.
— Tout dire, ah! oui, pour tout connaître et tout guérir!
Zola, Le Docteur Pascal, p. 98.

Wenn ich an dieser Stelle einen der bedeutendsten Romane Zolas zum Lesen empfehle, so gilt diese Empfehlung nicht für Schüler, das ist schon wegen der bekannten Stellung dieses Schriftstellers zur Behandlung geschlechtlicher Dinge gänzlich ausgeschlossen. Lehrer und Eltern sollten niemals in den Händen minderjähriger junger Leute eine weit schlimmer wie die Originale wirkende Übersetzung eines seiner Romane dulden; zunächst möge man sich eine hinreichende Kenntnis der französischen Sprache erwerben, ehe man an ein solches für Männer geschriebenes Buch herantritt; wer aber diese besitzt, dem sei Germinal aufs wärmste empfohlen als eine der hervorragendsten Romanschöpfungen, die das Ausland im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Es ist nicht meine Absicht (hier ebensowenig wie bei den bisher besprochenen Romanen), eine literaturgeschichtliche Abhandlung (über Zola oder über Germinal) zu schreiben. Ich habe daher auch keine Veranlassung, zu dem Kunststandpunkt Zolas oder zu dem im wesentlichen von ihm gegründeten und begründeten Naturalismus Stellung zu nehmen; wer sich darüber näher unterrichten will, wird in anderen Schriften hinreichende Aufklärung finden. Indem Zola selbst ehrlich, wie er meiner Meinung nach immer gewesen ist, über die Art seines literarischen Schaffens genaue Mitteilung machte, hat er seinen Gegnern reichliche Waffen geboten, ihn anzugreifen, wie ja auf allen Gebieten die Aufrichtigkeit gegen den Aufrichtigen ausgenützt wird. Jeder Künstler, der aus sich schafft, arbeitet, wie er muss, und ein wirklich grosser Künstler schafft wirklich Grosses, gleichviel ob es den jeweilig anerkannten Kunstregeln entspricht oder nicht. Diese spuken nur in den Köpfen der Kritiker und ändern sich fortwährend, wodurch? — eben durch die grossen Künstler. Diesen lohnt man gewöhnlich zu ihren Lebzeiten damit, dass man sie zunächst möglichst lange ignoriert und dann, wenn das nicht mehr angeht, ihre Kunst durch hämisch absprechende Kritik blosszustellen sucht. Das ist meistens der Dank der Welt, wenn ihr die grossen Künstler das Beste ihres Könnens geben. Es ist ja bekannt, dass gerade die Deutschen in dieser Beziehung gross sind. Auch die Schule hat vielfach ihren Anteil an dieser Undankbarkeit; anstatt die Jugend zu Kritikastern zu

*) Émile Zola, 1840—1902. Germinal bildet den dreizehnten Band seines grossen Romancyklus Les Rougon-Macquart und erschien 1885. Eine lesbare deutsche Übersetzung befindet sich in der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes (Hendel, Halle) und kostet gebunden 2 Mk., in Original-Geschenkband 3 Mk. Sowohl diese Übersetzung als auch die im Deutschen Verlag (Stuttgart) erschienenen sind indes nur philologisch annähernd richtig, ohne auch nur im entferntesten die gewaltigen Sprachschöpfungen des französischen Schriftstellers in einer dem deutschen Sprachgeist entsprechenden Weise wiederzugeben. Zola muss eben auf französisch gelesen werden; wer eine solche deutsche Übersetzung liest, macht sich gar keine Vorstellung von der Grösse des Sprachgenies dieses Dichters. Ich glaube allerdings, dass ein tüchtiger deutscher Schriftsteller, um ein Buch von ihm in obiger Weise zu übersetzen, voraussichtlich mehr Zeit gebrauchen würde, als Zola selbst zur Abfassung des Buches gebraucht hat. „Wörtliches" Übersetzen wird besonders bei diesem Schriftsteller schon deshalb fehlerhaft, weil dabei oft subjektiv (aus dem Sinne anderer) Gesagtes als objektiv (vom Schriftsteller als Tatsache) Behauptetes erscheint; auch wirkt dabei die dem Französischen im allgemeinen und Zola im besonderen anhaftende Überschwenglichkeit des Ausdrucks leicht abstossend. Durchaus minderwertig sind die zu Budapest in Grimms Verlag erschienenen Übersetzungen. Geradezu Unfug ist es aber, wenn man für 38 oder 42 Pf. einen elenden Auszug aus einem dieser Romane in den Warenhäusern feilhält, wo die Hausfrau neben billiger Soda sich auch einen billigen Zola kauft. Leider gibt es genug sich zu den Gebildeten rechnende Leute, deren Urteil über einen der grössten Schriftsteller ausser auf gelegentlichen Angaben ihres politischen Leibblattes auf der Kenntnis einiger solcher Schmöker beruht.

erziehen, soll man sich bemühen, ihr Verständnis für das Grosse und Schöne und freudige Anerkennung überlegener Geister beizubringen, nicht nur derjenigen, die offiziell in die Lehrpläne aufgenommen sind, sondern aller. Das hat Lessing sicher nicht geahnt, dass er, als er die Kunst von überlieferten Fesseln freizumachen suchte, es Späteren ermöglichte, ihr neue Fesseln anzulegen. Aber so geht es ja immer in allen Dingen.

Wenn die Gegner Zolas über die künstlerische Seite seines Schaffens ihr Urteil abgeben, so machen sie es ähnlich wie ein Professor, der seinen Kandidaten hereinlegen will und ihn nur über das prüft, was er nicht weiss, anstatt zuzusehen, was er weiss: sie zählen alles das auf, was sie bei Zola vermissen, anstatt die Aufmerksamkeit auf all das Grosse zu lenken, was er — sicherlich einer der grössten Schriftsteller der Welt — uns bietet. Gewiss finden wir bei ihm nicht die Kraft individueller Gestaltung sowie den köstlichen Humor und die versöhnliche Milde eines Alphonse Daudet, nicht die nervenzerrüttende, die feinsten Saiten der Seele in Schwingung versetzende Psychologie eines Guy de Maupassant, gewiss hat er auch vieles Minderwertige geschrieben, gewiss zeigt er oft eine Vorliebe, die Schattenseiten des Menschtums hervortreten zu lassen und sich in breiter Darstellung des physisch und moralisch Hässlichen zu ergehen, aber alles das hindert nicht, dass er ein gewaltiges Lebenswerk geschaffen und uns hinterlassen hat.

Ja, die Romanserie Les Rougon-Macquart ist ein kolossales Monument; sie bietet ein Gesamtbild Frankreichs unter Napoleon III., wie es sich ein Erforscher der Kulturgeschichte in ferner Zukunft nicht klarer und erschöpfender wünschen kann. Wenn ausser diesen zwanzig Bänden alle Bücher, die zur Aufklärung der Verhältnisse Frankreichs in dieser Zeit beitragen könnten, aus der Welt verschwunden wären, so würde ein genialer Forscher aus ihnen das Frankreich dieser Zeit vollständig rekonstruieren können. Freilich ist das Bild grau in grau gemalt, aber vielleicht doch noch mit zu viel von dem goldenen Schimmer, den das Menschliche stets erhält, wenn es von einem grossen, warmfühlenden Schriftsteller dargestellt wird. Das Gesamtwerk ist ja etwas roh und kunstlos wie das bei der Riesigkeit natürlich ist, aber doch enthält es auch im einzelnen wunderbare Schönheiten. Es lässt sich nicht schöner und treffender charakterisieren, als es Zola im Docteur Pascal selbst getan hat. Quelle masse effroyable remuée, que d'aventures douces ou terribles, que de joies, que de souffrances jetées à la pelle, dans cet amas colossal de faits! . . . Il y a de l'histoire pure, l'empire fondé dans le sang, d'abord jouisseur et durement autoritaire, conquérant les villes rebelles, puis glissant à une désorganisation lente, s'écroulant dans le sang, dans une telle mer de sang, que la nation a failli en être noyée . . . Il y a des études sociales, le petit et le grand commerce, la prostitution, la terre, l'argent, la bourgeoisie, le peuple, celui qui se pourrit dans le cloaque des faubourgs, celui qui se révolte dans les grands centres industriels, toute cette poussée croissante du socialisme souverain, gros de l'enfantement du nouveau siècle . . . Il y a de simples études humaines, des pages intimes, des histoires d'amour, la lutte des intelligences et des cœurs contre la nature injuste, l'écrasement de ceux qui crient sous leur tâche trop haute, le cri de la bonté qui s'immole, victorieuse de la douleur . . . Il y a de la fantaisie, l'envolée de l'imagination hors du réel, des jardins immenses, fleuris en toutes saisons, des cathédrales aux fines aiguilles précieusement ouvragées, des contes merveilleux tombés du paradis, des tendresses idéales remontées au ciel dans un baiser . . . Il y a de tout, de l'excellent et du pire, du vulgaire et du sublime, les fleurs, la boue, les sanglots, les rires, le torrent même de la vie charriant sans fin l'humanité! (127.)

Was ist es also nun, was uns Zola bietet? Es ist die Darstellung des wirklichen Lebens (natürlich eines bestimmten Volkes in einer bestimmten Zeit). Zwar sagt er selbst: Une œuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament — das bedeutet hier einen individuell hochentwickelten Geist, der auch dann, wenn er die klar erschaute Natur beschreiben will, seine

Weltanschauung und sein Empfinden nicht in die Rumpelkammer werfen kann. Aber wenn auch zuzugeben ist, dass aus diesem Grunde das von der Natur gegebene Vorbild nie erreicht werden kann, so besteht bei den einzelnen Menschen bezw. Schriftstellern doch ein gewaltiger Unterschied in der Befähigung, die Wirklichkeit zu beobachten und darzustellen, den Zusammenhang der Erscheinungen teils regelrecht zu erforschen, teils intuitiv zu erfassen. Ausser der Fähigkeit fehlt es auch den meisten Menschen bezw. Schriftstellern an dem Willen, die Wirklichkeit zu erkennen und das Erkannte anderen mitzuteilen. Abgesehen davon, dass die Mehrzahl durch ihre Gleichgültigkeit den meisten Gebieten des Lebens gegenüber abgehalten wird, sich klare Anschauungen zu verschaffen, ist es besonders die Furcht, uns missliebig zu machen und uns zu schaden, welche uns nicht nur hindert, die erkannte Wahrheit auszusprechen, sondern uns sogar antreibt, die Stimme der Wahrheit in uns zu ersticken und uns solche Urteile anzuschaffen, die in den Kreisen, von denen wir abhängig sind, einen höheren Kurswert besitzen. Schwerlich dürfte es nun ein Sachkundiger abstreiten. dass Zola nicht nur in Bezug auf seine Weltanschauung und das Vertreten derselben gänzlich frei von Menschenfurcht ist, sondern auch unter allen modernen Schriftstellern den Wirklichkeitssinn (sens du réel) insofern am stärksten besitzt, als er jedes Gebiet des Lebens in die Hand nehmen kann, um es naturalistisch, d. h. der Natur möglichst nahekommend zu gestalten. Jeder andere bedeutende moderne Schriftsteller (Tolstoi vielleicht ausgenommen) hat gleichsam seine Spezialität, auf dem er seine Kraft konzentriert und infolgedessen unter Umständen Hervorragenderes schafft, als es Zola auf dem betreffenden Gebiete je gelungen wäre. Letzterer wagt sich an alles heran, und dass so seine Werke von ganz ungleichem Werte sind, lässt sich leicht begreifen. Auf einem Gebiete ist er jedenfalls unübertroffen, auf dem des sozialen Romans, einer Schöpfung des 19. Jahrhunderts, für das ja das Auftauchen der „sozialen Frage“ — bestanden hat diese zwar in der Tiefe des Lebens immer, soweit die Geschichtskenntnis reicht — eine der wichtigsten Kulturmerkmale ist. Durch die meisten Literaturwerke bildet sich eine Anschauung vom menschlichen Leben, die eigentlich nur das Leben der kulturell am höchsten stehenden Menschen und von diesem hauptsächlich auch nur den schönen Schein wiederspiegelt. Daher auch die so häufige halb erstaunte, halb entrüstete Frage: Und das, was Zola da schreibt, soll das menschliche Leben sein? Die meisten sehen eben das Leben durch eine schönfärbende Brille an, die man ihnen von Kindheit an nicht zum mindesten gerade durch die Lektüre vor die Augen gesetzt hat; infolgedessen sehen sie die einfachsten Tatsachen nicht, und wenn sie mit Gewalt gezwungen werden, sie einen Augenblick anzusehen, wenden sie möglichst schnell den Blick wieder ab. Das kann man alle Tage beobachten. Nur so ist es möglich, dass intelligente Menschen Weltanschauungen haben, die nur auf einen ganz kleinen Teil der leicht zugänglichen Lebenswahrheiten Rücksicht nehmen, der Stellungnahme zu den anderen aber geflissentlich aus dem Wege gehen. Das in den meisten Büchern geschilderte Leben ist nicht das allgemeine Leben der Menschheit, auch nicht der zivilisierten, und ausserdem ist es auch nur in sehr beschränktem Masse das Leben der höchstentwickelten Individuen der Kulturvölker. Abgesehen davon, dass viele Dinge im Leben und in den meisten Büchern verschwiegen werden, weil sie nun einmal ästhetisch widerwärtig sind, wird der Mensch durch die ihm von der Welt aufgezwungene Heuchelei und ihm selbst geläufigen Selbstbetrug gehindert, von seinem vergangenen Leben aufrichtig zu reden. Das kann man kühn behaupten, dass trotz Rousseau eine wirklich aufrichtige und nichts verschweigende Selbstbiographie fehlt, und es ist fraglich, ob die Welt jemals eine zu sehen bekommen wird. Darin besitzt ja der Mensch eine wunderbare Geschicklichkeit, dass er auch da, wo er offenbar unrecht getan hat, in seinem Gedächtnis die Sache so umzumodeln weiss, dass er sich keinen Vorwurf zu machen braucht. In diesem Punkt ist ein gedankenloses In-den-Tag-hinein-leben und Zufriedensein, wenn man sein Gewissen mit einigen Redensarten ebenso schnell abfinden kann, wie sich die Welt meistens damit

abfinden lässt, eine viel angenehmere Eigenschaft als die scharfe Selbsterkenntnis. Diese selbe Unaufrichtigkeit, die man im wirklichen Leben antrifft, lässt auch das Leben der in den meisten Büchern vorgeführten Menschen als gefälscht erscheinen. Dazu kommt ein zweiter Umstand. Das Leben erscheint in den Büchern meist viel zu kompliziert, während es in Wirklichkeit meist so wunderbar einfach ist. Wer es nicht glauben will, führe einmal Buch über sein eigenes Leben, d. h. die Tatsachen desselben, die er an der eigenen Person erlebt, die Handlungen, die er vollführt! Ist es bei den hochstehenden Kulturmenschen nicht der Reichtum der Gedanken und Empfindungen, das geistige Leben, das man — sozusagen ausserhalb des Lebens stehend — in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, im Lesen der bedeutendsten Erzeugnisse der bedeutendsten Menschen, im Nachdenken über alle möglichen Probleme, die das Zusammenleben der Menschen gebiert, im Träumen über die vielgestaltigen Kombinationen menschlicher Schicksale, in der Anteilnahme an allem, was auf der Erde vor sich geht, lebt — ist es nicht alles dies, was unserem Leben, hauptsächlich den Schein des Bunten und Mannigfaltigen gibt, während es doch meistens so schlicht verläuft und die meisten neuen Ereignisse nur Unangenehmes bringen, so dass man schon zufrieden ist, wenn nur nichts Neues kommt! Und nun fasse man die Lebensweise und das geistige Niveau der grossen Masse der Menschen selbst bei den Kulturvölkern ins Auge und frage sich nochmals, ob es wirklich das menschliche Leben ist, das uns in den meisten Literaturwerken vorgeführt wird? Selbst die ungeheure Bereicherung der Erinnerung, die wir aus anregenden Reisen gewinnen, fällt für den an die Scholle gefesselten Proletarier fort, wie für ihn auch die Formen der Liebe primitivere sind, und diese beiden Dinge sind es doch, die unserem vergangenen Leben den Eindruck der grössten Fülle und Mannigfaltigkeit verleihen, wie sie ja auch am meisten zur Ausschmückung der das Leben schildernden Bücher verwertet werden. Der soziale Roman versucht uns namentlich das Leben der unteren Volksklassen darzustellen, wovon man in der dem 19. Jahrhundert, das erst die soziale Frage in den Vordergrund geschoben hat, voraufgehenden Literatur nur selten und nur wenig zu lesen bekam. Entsprechend der demokratischen Richtung des vorigen Jahrhunderts liebt der soziale Roman, wie ihn uns besonders Dickens und Victor Hugo geliefert haben, es anfänglich, das Leben und den Charakter des niederen Volkes zu idealisieren; um Stimmung für dasselbe und die Demokratie zu machen, suchte man zu zeigen, dass das „Volk“, abgesehen von den Verbrechern, die stets in der schärfsten Weise sich von ihm abheben, mit allen möglichen Tugenden begabt sei und man daher seine Vorurteile gegen dasselbe fallen lassen müsse. Es ist das derselbe Geist, der die französischen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts beseelt, wenn sie den Verlauf der grossen Revolution idealisieren und die Ausschreitungen der siegreichen Demokratie oder vielmehr Anarchie nach Möglichkeit vertuschen und beschönigen. Aber wie ein Taine unerbittlich den Schleier von der Physiognomie der französischen Revolution herunterriss, in der Überzeugung, dass der Menschheit mit der Lüge nicht gedient ist und der Fortschritt von der Erkenntnis und nicht vom Irrtum gebracht wird, so zerstörte auch ein Zola mit selten zu findendem Wagemut das literarische Idealbild des „Volkes“; er wollte „alles sagen“, damit man „alles kennen und alles heilen“ könnte. Als sein L'Assommoir erschien, da erhob sich gegen ihn genau wie gegen Taine e i n Schrei der Entrüstung, nicht zum mindesten aus den dem niederen Volke wohlgesinnten Kreisen; zu den vielen Vorwürfen, die man ihm schon früher gemacht hatte, gesellte sich noch der, er verrate die Sache des Volkes. Heute hat sich ja die Auffassung von der sittlichen Seite des Wirkens Zolas schon ganz bedeutend geklärt; heute darf man ruhig sagen, dass die Tendenz solcher Bücher wie L'Assommoir und Germinal tiefernst und wahrhaft sittlich ist. Wer bei dem Schreiben eines Romans die Ziele verfolgt, die Zola sich steckte — es braucht ja nicht jeder grosse Schriftsteller diesen Bestrebungen nachzugehen, da es noch so viele andere Ziele gibt — der muss auch den Mut der Wahrheit, der vor nichts

zurückschreckt, besitzen. Wer Arzt ist, muss nicht nur den gesunden Körper kennen, sondern auch die wiederwärtigsten Krankheiten kaltblütig betrachten und studieren können, ohne sich davor zu ekeln oder wenigstens ohne seinen Ekel zu zeigen. Zweifellos behandelt Zola mit Vorliebe die Nachtseiten des menschlichen Lebens, er zeigt uns Laster und Verbrechen in ihrer ganzen Nacktheit und in ihren verheerenden Folgen — aber er zeigt auch, worin sie ihre Quellen haben, und deutet damit den einzig möglichen Weg der Heilung an. Man liebt es vielfach, Laster und Verbrechen als etwas Unnatürliches, Unerklärbares, Geheimnisvolles aufzufassen und darzustellen, wo doch auch sie aus der menschlichen Natur hervorgehen, ja man sollte oft denken, dass man keine Aufklärung darüber wolle, um bei seiner halb naiv-berechtigten, halb pharisäerhaften Entrüstung stehen bleiben zu können und sich der Verpflichtung enthoben zu fühlen, nach Möglichkeit für die Schaffung besserer Kulturzustände zu sorgen. Gewiss wird es auf diesem Gebiete, wie auf allen den Menschen und die Natur betreffenden Wissensgebieten, wohl stets einen unerklärbaren Rest geben; aber die Grundzüge der Sozialwissenschaft sind auch in diesem Punkte klar. Besonders ist nichts naiver, als wenn man einer bestimmten Menschenklasse sein allgemeines Sittlichkeitsniveau vorwirft, falls diese nicht imstande ist, die Bedingungen, unter denen sie lebt, selbst umzugestalten, und man dabei noch ihr Ringen nach einer besseren Lebenslage scharf bekämpft. Wie sonderbar sieht es aus, wenn man den untersten Volksklassen ihre Unsittlichkeit und Roheit vorwirft, wo sie doch neben den vielen anderen berechtigten Vorwürfen auch noch den erheben können, dass man sie in ihrer moralischen Minderwärtigkeit belässt! Gewiss wollen wir nicht die guten Eigenschaften des Volkes abstreiten, die auch in Germinal hinlänglich hervortreten, aber man kann doch nicht leugnen, dass die Armut mancherlei entsittlichende Wirkungen im Gefolge hat, wie z. B. die vielfach durch die Wohnungsnot hervorgerufene frühe Verderbtheit auf geschlechtlichem Gebiete und die soviele Verbrechen zeitigende Roheit, die mit der mangelnden Bildung und dem auf einen oft schlechtgenährten und gesundheitlich durch die Arbeit schwergeschädigten Körper verhängnisvoll wirkenden Alkoholgenuss zusammenhängt. Es hat keinen Zweck, hierüber mehr zu sagen; man lese Germinal: das Buch spricht für sich selbst.

Es ist bekannt, dass Zola die sittliche Beschaffenheit des Menschen auf Vererbung und Milieu zurückführt. So klar der Gedanke ist, den er mit seiner Lehre von den angeborenen Eigenschaften ausspricht, so unklar ist die Form, in der er diese seine Theorie vorführt, trotzdem er sie mit einem Schein von Wissenschaftlichkeit umgeben hat. Aber noch keine grosse Wahrheit ist jemals gleich in streng bewiesener Wissenschaftlichkeit aufgetreten. Jedermann findet es richtig, wenn Goethe singt:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren";

niemand findet es auch verwunderlich, wenn ihm ein Freund angibt, welche Eigenschaften er von väterlicher bezw. mütterlicher Seite her habe. Dass hier nicht nur Beeinflussung durch Beispiel und Erziehung vorliegt, ist sofort in den Fällen klar, wo Vater oder Mutter früh gestorben ist. Gleichwohl macht man Zola diese Lehre von der Vererbung oft zum Vorwurf, woran er allerdings, wie schon gesagt, zum Teil selbst die Schuld trägt. Dass er aber den Wert seiner Theorie nicht überschätzt, dass er trotz allem in diesem Punkte kein Gelehrter sein will, wie man fälschlich oft von ihm behauptet, sondern ein Dichter, geht deutlich aus folgender Stelle seines Docteur Pascal hervor: Ah, ces sciences commençantes, ces sciences où l'hypothèse balbutie et où l'imagination reste maitresse, elles sont le domaine des poètes autant que des savants! Les poètes vont en pionniers, à l'avant-garde, et souvent ils découvrent les pays vierges, indiquent les solutions

prochaines. Il y a là une marge qui leur appartient, entre la vérité conquise, définitive, et l'inconnu, d'où l'on arrachera la vérité de demain... Quelle fresque immense à peindre, quelle comédie et quelle tragédie humaines colossales à écrire, avec l'hérédité, qui est la Genèse même des familles, des sociétés et du monde! (118.) Im übrigen ist diese Vererbungstheorie, die wie ein roter Faden „Les Rougon-Macquart" durchzieht, nebensächlich und kann ohne Schaden für das Gesamtwerk weggelassen werden. Dagegen ist die Darstellung der Einwirkung des Milieus auf die Lebensweise und den Sittlichkeitsstand des einzelnen der hervorstechendste Zug an dem ganzen Werke. Der Darstellung des Milieus wendet Zola seine ganze Kraft zu, und folglich zeigt sich hierin auch seine Hauptstärke. Bei seiner äusserst scharfen Beobachtungsgabe, seiner vor nichts zurückschreckenden Kühnheit und seinem eigenartigen Scharfsinn, der stets das Packende herausfindet, erzielt er auf diesem Gebiete nicht nur krasse, sondern häufig wahrhaft grosse, zuweilen einzigdastehende Wirkungen. Die bestimmende Einwirkung des Milieus auf den einzelnen Menschen ist ja heute, nicht zum mindesten infolge des literarischen Wirkens Zolas, eine Wahrheit, welche die Spatzen von den Dächern pfeifen, wenn sie auch noch wenig in den Gesetzen und noch weniger in ihrer Anwendung ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Lehre von der Vererbung und dem Milieu bildet indes nur einen Bruchteil einer grossartigen Weltanschauung, wie sie in einer solchen umfassenden Einheitlichkeit sicherlich bei keinem Romanschriftsteller der Welt zu finden ist. Das ist das Zweite, was den Lesern von Zola geboten wird, vielen zur Freude, vielen zum Leide. Ich habe hier keine Veranlassung, diese Weltanschauung vorzuführen und zu ihr Stellung zu nehmen; vielleicht wird dies in einer späteren Arbeit geschehen. In den literarischen Abhandlungen ist über diese Seite der Zolaschen Dichtung nur wenig oder gar nicht die Rede, und doch ist sie eine der auffälligsten und wichtigsten. Seine Weltanschauung, die uns ebenso sehr in Tausenden von Einzelsätzen wie im Gesamtwerke entgegen tritt, erhält eben dadurch ihre eigenartige Kraft und Fülle, dass sie in den Romangestalten zu Fleisch und Blut wird, während die in philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften entwickelten Weltanschauungen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen auf uns wie leblose Gerippe wirken.

Das Dritte endlich, was uns Zola bietet, und was bei ihm zuweilen mit dem Ersten (der Darstellung des wirklichen Lebens) in so heftigen Zwist gerät, dass dieses jenem weichen muss, ist eine geniale Dichtkunst. Denn dieser berüchtigte Naturalist ist trotz allem und allem ein gewaltiger Dichter, fast möchte man sagen ein grosser Märchenerzähler. Man denke an Le Rêve, diese ganz fabelhafte Geschichte der erfüllten Sehnsuchtsträume eines jungen Mädchens, zu dem ein Prinz kommt, schön, gut, unermesslich reich, in ärmlicher Verkleidung, das nach langen Leiden wunderbar geheilt wird und den Gipfel irdischer Seligkeit ersteigt, indem es prunkhafte Hochzeit in der überirdisch geschmückten Kathedrale feiert und sein Leben im ersten Liebeskuss des Gatten aushaucht; an Au Bonheur des Dames, diese merkwürdige Mischung von Backfischphantasie und grossartiger Erzählungskunst, die Geschichte vom hässlichen jungen Entlein, das zum schönen, stolzen Schwane ward, vom Siege der Tugend über alles Böse, über die Macht des Geldes, über Verleumdung, Neid und Leidenschaft, an L'Oeuvre, das Märchen vom verzweifelt ringenden, gottbegnadeten Künstler, der im Kampfe gegen Dummheit, Aufgeblasenheit und Cliquenwesen, von der urteilsunfähigen Menge nicht verstanden, von seinen Schülern feige verlassen, sich ganz der hehren Göttin Kunst opfernd, zu Grunde geht und Weib und Kind mit sich ins Verderben reisst; an Nana, die goldene Fliege, die aus dem Sumpfe auffliegt und in die Häuser der Grossen, der Unterdrücker Verderben trägt und so unbewusst die Ihrigen rächt, die Armen, Verkommenen, Ausgestossenen, die für die anderen alle widrige Arbeit und alles Elend tragen. So ist es beinahe mit allen Romanen des Dichters: eine märchenhafte Symbolik durchzieht sie und scheint sich über die realistische Beschreibung der Einzel-

heiten, die oft das Banale streifen, ganz und gar lustig zu machen. Diese fast kindliche Phantasie, diese Vorliebe für das Wunderbare, diese Überschwenglichkeit der Gefühle und diese immer wiederkehrende, alles umschliessende Symbolik machen die meisten seiner Romane zu ebenso vielen Gedichten. Selbst seine Träume auf dem Gebiet des Liebeslebens sind im Grunde genommen die eines unreifen, unwissenden, phantasievollen Jünglings: man denke nur an La Faute de l'Abbé Mouret. Ja selbst an Germinal ist das Märchenhafte das Allerschönste, das, was ihm den ihm eigenen zauberhaften Reiz verleiht. Es ist das Märchen von der Gerechtigkeit, die leise im Osten heraufdämmert, von der Saat, die aufgehen wird, nicht heute, nicht morgen, aber einmal, wenn die Zeit der Erfüllung gekommen ist, der Zeit, wo das Antlitz der Erde sich erneuert. Was sind seine Évangiles, worin er diese Zeit als angebrochen ausmalt, und worin alle seine Träume von Gerechtigkeit, Wahrheit, Menschenglück, Liebe und Frieden sich spiegeln, gegen dieses Buch, über dem die Hoffnung auf Gerechtigkeit nur wie ein Duft, ein Vorgeschmack, ein rosiger Nebel schwebt. Zweifellos ist niemals etwas so Gewaltiges, Packendes, Allumfassendes über die soziale Frage und über die Stellungnahme der Menschen dazu in Gestalt eines Romanes geschrieben worden. Germinal „ist der soziale Roman schlechtweg, ist ein ernstes document humain zur Kulturgeschichte des verflossenen Säkulums, unter dessen Problemen die soziale Frage an erster Stelle steht. Mag der Naturalist und ehrliche Sittenschilderer auch nicht zurückschrecken vor der Wiedergabe des Krassen, der grosse Poet Zola verleugnet sich, namentlich im Germinal, nie. Eine unverkennbare künstlerische Komposition, ein dichterisches Pathos im Banalen, eine seltene, man möchte sagen strategische Beherrschung grosser Menschenmassen, eine monumentale Kraft in der Gestaltung der das Weltgetriebe erhaltenden Mächte zu Symbolen zeichnen insbesondere Germinal aus.“ (Aus der „Vorbemerkung“ zu der bei Hendel erschienenen Übersetzung.) Auf einige der erwähnten Merkmale werden wir später zurückkommen.

Was den Titel unseres Romans betrifft, so ist Germinal (Keimmonat) bekanntlich im Revolutionskalender der Name für den ersten Monat des Frühlings. Da in dem Schluss des Buches, den wir anführen werden, der gewählte Titel ausführlich begründet wird, so begnügen wir uns hier mit dieser Andeutung und gehen nunmehr zur Inhaltsangabe über. Die Erzählung spielt zur Zeit des mexikanischen Krieges. Wenn somit auch auf der Hand liegt, dass die heutigen Bergarbeiterverhältnisse besonders in unserem in der sozialen Gesetzgebung an der Spitze Europas marschierenden Vaterlande weit besser sind als die in Germinal vorgeführten, so sind die Lehren, die uns dieses Buch erteilt, darum nicht minder wertvoll.

Étienne Lantier (Mitglied der Familie Rougon-Macquart), der in Lille als Maschinist in einer Eisenbahnwerkstätte gearbeitet hat, aber wegen Widersetzlichkeit aus dem Dienst entlassen worden ist und deshalb in dieser Stadt keine Arbeit mehr hat finden können, irrt seit acht Tagen im Kohlenbezirk des Département du Nord umher und sucht Beschäftigung. So kommt er in einer rauhen Märznacht zum Bergwerk Le Voreux und wird von dem Bergmann Maheu, der gerade ein Mitglied seiner Abteilung verloren hat, als Wagenschieber in Dienst genommen. Die ersten 148 Seiten (ein Viertel!) des Romans bilden gleichsam seine Exposition: sie beschreiben einen einzigen Tag aus dem Leben der Bergleute. Wir wohnen der Einfahrt, der Grubenarbeit, der Ausfahrt bei, sehen, wie das häusliche Leben während des Tages verläuft und wie man des Abends Erholung sucht. Diese Dinge kann man nicht kurz wiedergeben; nur wer das liest, fühlt den Zweck der Beschreibung dieses stumpfsinnigen Menschenhaufens, der da lebt, Kinder in die Welt setzt, sich gegenseitig schindet und sich schinden lässt, körperlich entartet, fast in allem unvernünftig und von trostlosen sittlichen Begriffen ist, wie selbstverständlich Hunger, Kälte, das Übermass der Arbeit und die brutale Behandlung durch Vorgesetzte, Eltern und Männer erträgt und doch beinahe ergeben in sein Los ist, dabei fortwährend übermütig-rohe Witze macht und in der freien Zeit seinen unsinnigen Vergnügungen nachgeht.

Étienne hat sich beim Wirte Rasseneur eingemietet und gewöhnt sich nach und nach an die schwere Arbeit, die ihm am ersten Tage recht sauer gefallen ist. Seine Kameraden lernen ihn wegen seiner höheren Bildung, grösseren Zartheit im Umgang und mutigen Ausdauer schätzen, und bald gilt er als ein tüchtiger Arbeiter. Rasseneur hat noch einen zweiten Mieter, den Russen Souvarine, einen Anhänger Bakunins, der wegen eines politischen Verbrechens seine Heimat verlassen hat und nun im Voreux als Maschinist arbeitet. Die beiden jungen Männer sitzen abends oft zusammen und tauschen ihre Ansichten aus. Étienne kennt von Lille her Pluchart, den Sekretär der Fédération du Nord, der im Bezirk Montsou eine Sektion der eben ins Leben gerufenen Internationale gründen will. Durch den Briefwechsel mit diesem, die Gespräche mit Souvarine und das Lesen von Büchern und Zeitungen erweitert Étienne seinen Gesichtskreis, und eine Menge neuer, wenn auch sehr verworrener Ideen entsteht in seinem Geiste. Nach einigen Monaten rückt er zum Häuer vor und zieht zu den Maheus, die ihr ältester Sohn Zacharie verlassen hat, um selbst eine Familie zu gründen, und die nun einen kleinen Nebenverdienst suchen, während Étienne als Junggeselle zufrieden ist, dass man ihm seine Sachen in guter Ordnung hält. Er lebt in der grossen Familie (Vater, Mutter, Grossvater und sieben Kinder) vollständig als Mitglied derselben. Zwischen ihm und der jungen Catherine (der schönsten Schöpfung des Dichters in diesem Roman) entwickelt sich allmählich eine mit rührender geschwisterlicher Zärtlichkeit gemischte innige Liebe, deren zarte Keuschheit — beide sind schon gefallen und leben in diesen engen Verhältnissen zusammen — beweist, dass der Dichter auch die Perle im Schmutz zu finden weiss. Währenddessen schreitet die geistige Entwicklung Étiennes weiter.

Ce fut l'époque où Étienne entendit les idées qui bourdonnaient dans son crâne. Jusque-là, il n'avait eu que la révolte de l'instinct, au milieu de la sourde fermentation des camarades. Toutes sortes de questions confuses se posaient à lui: pourquoi la misère des uns? pourquoi la richesse des autres? pourquoi ceux-ci sous le talon de ceux-là, sans l'espoir de jamais prendre leur place? Et sa première étape fut de comprendre son ignorance. Une honte secrète, un chagrin caché le rongèrent dès lors: il ne savait rien, il n'osait causer de ces choses qui le passionnaient, l'égalité de tous les hommes, l'équité qui voulait un partage entre eux des biens de la terre. Aussi se prit-il pour l'étude du goût sans méthode des ignorants affolés de science. (183.)

La honte de son ignorance s'en allait, il lui venait un orgueil, depuis qu'il se sentait penser. Durant ces premiers mois, Étienne en resta au ravissement des néophytes, le cœur débordant d'indignations généreuses contre les oppresseurs, se jetant à l'espérance du prochain triomphe des opprimés. (184.)

Abends bleibt die Familie jetzt immer ein halbes Stündchen länger auf, um Étiennes Reden anzuhören und sich von dem Märchen der kommenden Gerechtigkeit in zauberhafte Träume wiegen zu lassen.

D'une voix ardente, il parlait sans fin. C'était, brusquement, l'horizon fermé qui éclatait, une trouée de lumière s'ouvrait dans la vie sombre de ces pauvres gens. L'éternel recommencement de la misère, le travail de brute, ce destin de bétail qui donne sa laine et qu'on égorge, tout le malheur disparaissait, comme balayé par un grand coup de ciel; et, sous un éblouissement de féerie, la justice descendait du ciel. Puisque le bon Dieu était mort, la justice allait rassurer le bonheur des hommes, en faisant régner l'égalité et la fraternité. Une société nouvelle poussait en un jour, ainsi que dans les songes, une ville immense, d'une splendeur de mirage, où chaque citoyen vivait de sa tâche et prenait sa part des joies communes. Le vieux monde pourri était tombé en poudre, une humanité jeune, purgée de ses crimes, ne formait plus qu'un seul peuple de travailleurs, qui avait pour devise: à chacun suivant son mérite, et à chaque mérite suivant ses œuvres. Et, continuellement, ce rêve s'élargissait, s'embellissait, d'autant plus séducteur, qu'il montait plus haut dans l'impossible. (188.)

Étienne recommençait à parler. La vieille société craquait, ça ne pouvait durer au delà de quelques mois, affermait-il carrément. Sur les moyens d'exécution, il se montrait plus vague, mêlant ses lectures, ne craignant pas, devant des ignorants, de se lancer dans des explications où il se perdait lui-même. Et les Maheu avaient l'air de comprendre, approuvaient, acceptaient les solutions miraculeuses, avec la foi aveugle des nouveaux croyants, pareils à ces chrétiens des premiers temps de l'Église, qui attendaient la venue d'une société parfaite, sur le fumier du monde antique. La petite Alzire accrochait des mots, s'imaginait le bonheur sous l'image d'une maison très chaude, où les enfants jouaient et mangeaient tant qu'ils voulaient. Catherine, sans bouger, le menton toujours dans la main, restait les yeux fixés sur Étienne, et quand il se taisait, elle avait un léger frisson, toute pâle, comme prise de froid.

Mais la Maheude regardait le coucou.

— Neuf heures passées, est-il permis! Jamais on ne se lèvera demain.

Et les Maheu quittaient la table, le cœur mal à l'aise, désespérés. Il leur semblait qu'ils venaient d'être riches, et qu'ils retombaient d'un coup dans leur crotte. (189.)

Der Einfluss des jungen Mannes steigt beständig; langsam bringt er die blöde Masse seiner Arbeitsgenossen in Gährung. Er gründet eine Unterstützungskasse, der zunächst nur die Arbeiter seines Dorfes beitreten; seine Versuche jedoch, Mitglieder für die Internationale zu werben, scheitern vollständig. Pluchart hofft, ein Streik werde die Arbeiter in Scharen zum Eintritt bewegen, und wirkt in diesem Sinne auf Étienne ein; anderseits treibt die stets zunehmende industrielle Krise die Gesellschaft, der die Gruben gehören, dazu, die Produktion einzuschränken und an den Arbeitern zu sparen. Diesen wird durch Anschlag mitgeteilt, man werde vom 1. Dezember ab eine schon öfter angedrohte Bezahlungsweise einführen, die für die Sicherung der Grubenarbeit nötig sei: man werde die Verzimmerung eigens berechnen und dafür den Preis des Karrens Kohle um zehn Centimes heruntersetzen. Eine tiefe Erbitterung bemächtigt sich der Arbeiter, die in dieser Massregel eine Schädigung wittern, und diese Stimmung wird noch verschärft durch die starken Lohnabzüge infolge der vielen arbeitslosen Tage und der zahlreichen Strafen besonders für die schlechte Verzimmerung. So wird der Lohntag für das Arbeiterdorf zu einem Tage der Trauer. Maheu kommt mit einer so geringen Summe heim, wie er sie noch nie mitgebracht hat.

Dans ce visage épais d'un homme durci aux travaux des mines, il y eut un gonflement de désespoir, et de grosses larmes crevèrent des yeux, tombèrent en pluie chaude. Il s'était abattu sur une chaise, il pleurait comme un enfant, en jetant les cinquante francs sur la table.

— Tiens! bégaya-t-il, voilà ce que je te rapporte . . . C'est notre travail à tous.

La Maheude regarda Étienne, le vit muet et accablé. Alors, elle pleura aussi. Comment vivre neuf personnes, avec cinquante francs pour quinze jours? Son aîné les avait quittés, le vieux ne pouvait plus remuer les jambes: c'était la mort bientôt. Alzire se jeta au cou de la mère, bouleversée de l'entendre pleurer. Estelle hurlait, Lénore et Henri sanglotaient.

Et, du coron entier, monta bientôt la même cri de misère. Les hommes étaient rentrés, chaque ménage se lamentait devant le désastre de cette paye mauvaise. (204.)

Et les idées semées par Étienne poussaient, s'élargissaient dans ce cri de révolte. C'était l'impatience devant l'âge d'or promis, la hâte d'avoir sa part du bonheur, au-delà de cet horizon de misère, fermé comme une tombe. L'injustice devenait trop grande, ils finiraient par exiger leur droit, puisqu'on leur retirait le pain de la bouche. Les femmes surtout auraient voulu entrer d'assaut, tout de suite, dans cette cité idéale du progrès, où il n'y aurait plus de misérables. (206.)

Noch am selben Abend wird der Streik beschlossen, der Mitte Dezember beginnen soll. In der Zwischenzeit wird die Familie Maheu von zwei Unglücksschlägen getroffen: dem halbwüchsigen

Jeanlin werden durch einen Grubenunfall beide Beine gebrochen, und Catherine wird von ihrem Liebhaber Charal gezwungen, zu ihm zu ziehen, so dass auch ihr Verdienst der Familie verloren geht.

Am Montag nach der ersten auf Grund des neuen Verfahrens vorgenommenen Auslöhnung bleiben die Arbeiter der von der Neuerung betroffenen Gruben grösstenteils von der Arbeit weg. Sie schicken eine Abordnung an den Generaldirektor Hennebeau; Maheu, einer der angesehensten Arbeiter, soll das Wort führen, und trotz seiner Furcht vor bösen Folgen fügt er sich dem Willen der Kameraden. In der Unterredung setzt er in ihrem Auftrage der Massregel der Gesellschaft die Forderung entgegen, es solle alles beim alten bleiben und noch fünf Centimes mehr für den Karren bezahlt werden. Herr Hennebeau verschanzt sich hinter die Gesellschaft, ohne deren Erlaubnis er nichts machen könne, und so verläuft die Unterredung ohne Ergebnis.

Trotzdem der Streik immer weiter um sich greift, verhält sich alles unter dem Einfluss Étiennes musterhaft ruhig. En face des jours terribles qui commençaient, pas une plainte ne se faisait entendre, tous obéissaient au mot d'ordre, avec un tranquille courage. C'était quand même une confiance absolue, une foi religieuse, le don avengle d'une population de croyants. Puisqu'on leur avait promis l'ère de la justice, ils étaient prêts à souffrir pour la conquête du bonheur universel. La faim exaltait les têtes, jamais l'horizon fermé n'avait ouvert un au-delà plus large à ces hallucinés de la misère. Ils revoyaient là-bas, quand leurs yeux se troublaient de faiblesse, la cité idéale de leur rêve, mais prochaine à cette heure et comme réelle, avec son peuple de frères, son âge d'or de travail et de repas en commun. Rien n'ébranlait la conviction qu'ils avaient d'y entrer enfin. La caisse s'était épuisée, la Compagnie ne céderait pas, chaque jour devait aggraver la situation, et ils gardaient leur espoir, et ils montraient le mépris souriant des faits. Si la terre craquait sous eux, un miracle les sauverait. Cette foi remplaçait le pain et chauffait le ventre. Lorsque les Maheu et les autres avaient digéré trop vite leur soupe d'eau claire, ils montaient ainsi dans un demi-vertige, l'extase d'une vie meilleure qui jetait les martyrs aux bêtes. (253.)

Étienne gilt jetzt als unbestrittener Führer, welche Rolle seinem Ehrgeiz selbstverständlich sehr schmeichelt. Son rêve de chef populaire le berçait de nouveau: Montsou à ses pieds, Paris dans un lointain de brouillard, qui sait? la députation un jour, la tribune d'une salle riche, où il se voyait foudroyant les bourgeois, du premier discours prononcé par un ouvrier dans un Parlement. (255.)

Die vor dem Streik angesammelten 3000 Francs der Hilfskasse sind natürlich bald verbraucht; aber Pluchart verspricht Hilfe von seiten der Internationale, wenn die Streikenden ihr beiträten. Eine zu diesem Zwecke einberufene geheime Versammlung wird von den Gendarmen gestört; nach einer von Redensarten und Übertreibungen wimmelnden Rede Plucharts hat man nur eben Zeit, die wichtigsten Angelegenheiten in Bausch und Bogen zu erledigen. Dans la salle, le trouble augmentait. On ne pouvait se sauver ainsi, on n'avait pas même voté, ni pour l'adhésion, ni pour la continuation de la grève. Tous s'entêtaient à parler à la fois. Enfin, le président eut l'idée d'un vote par acclamation. Des bras se levèrent, les délégués déclarèrent en hâte qu'ils adhéraient au nom des camarades absents. Et ce fut ainsi que les dix mille charbonniers de Montsou devinrent membres de l'Internationale. (!) (280.)

In der Tat werden 4000 Francs von London geschickt, die wie ein Tropfen auf den heissen Stein wirken; dann kommt aber nichts mehr. Das Elend wird nach und nach fürchterlich: man lebt fast nur noch vom Betteln und vom Versetzen der nicht ganz unentbehrlichen Sachen. Die Grubengesellschaft droht mit Entlassungen; dazu macht der Hunger viele geneigt, wieder einzufahren. So beschliesst man denn, eine entscheidende Versammlung abends im Freien abzuhalten. Die ganze streikende Arbeiterbevölkerung zieht an dem kalten, mondhellen Winterabende hinaus in den Wald, wo sie sich in einer Lichtung versammelt. Étienne feiert seinen höchsten Triumph, indem er in

einer zündenden Rede die Kameraden zur Fortsetzung des Streiks entflammt. Nachdem der Beifallssturm verrauscht ist, spricht der Vater Maheus, der alte Bonnemort.

Un grand silence s'était fait, on écoutait ce vieillard, d'une pâleur de spectre sous la lune; et, comme il racontait des choses sans liens immédiats avec la discussion, de longues histoires que personne ne pouvait comprendre, le saisissement augmenta. C'était de sa jeunesse qu'il causait, il disait la mort de ses deux oncles écrasés au Voreux, puis il passait à la fluxion de poitrine qui avait emporté sa femme. Pourtant, il ne lâchait pas son idée: ça n'avait jamais bien marché, et ça ne marcherait jamais bien. Ainsi, dans la forêt, ils s'étaient réunis cinq cents, parce que le roi ne voulait pas diminuer les heures de travail; mais il resta court, il commença le récit d'une autre grève: il en avait tant vu! Toutes aboutissaient sous ces arbres. Des fois il gelait, des fois il faisait chaud. Un soir, il avait plu si fort, qu'on était rentré sans avoir rien pu se dire. Et les soldats du roi arrivaient, et ça finissait par des coups de fusil.

— Nous levions la main comme ça, nous jurions de ne pas redescendre . . . Ah! j'ai juré, oui, j'ai juré!

La foule écoutait, béante, prise d'un malaise, lorsque Étienne, qui suivait la scène, sauta sur l'arbre abattu et garda le vieillard à son côté.

— Camarades, vous avez entendu, voilà un de nos anciens, voilà ce qu'il a souffert et ce que nos enfants souffriront, si nous n'en finissons pas avec les voleurs et les bourreaux.

Il fut terrible, jamais il n'avait parlé si violemment. D'un bras, il maintenait le vieux Bonnemort, il l'étalait comme un drapeau de misère et de deuil, criant vengeance. (323.)

Von seinem Erfolge berauscht, seiner selbst nicht mehr mächtig, predigt Étienne offen den Aufruhr, und wie die Arbeiter sonst blind den Anweisungen ihrer Vorgesetzten folgen, so erklären sie sich jetzt bereit, nötigenfalls mit Gewalt die Arbeit in sämtlichen Gruben zum Stillstand zu bringen.

Dès lors Étienne lui-même fut débordé. Des orateurs se succédaient sur le tronc d'arbre, gesticulant dans le bruit, lançant des propositions farouches. C'était le coup de folie de la foi, l'impatience d'une secte religieuse, qui, lasse d'espérer le miracle attendu, se décidait à la provoquer enfin. Les têtes, vidées par la famine, voyaient rouge, rêvaient d'incendie et de sang, au milieu d'une gloire d'apothéose, où montait le bonheur universel. Et la lune tranquille baignait cette houle, la forêt profonde ceignait de son grand silence ce cri de massacre. Seules, les mousses gelées craquaient sous les talons; tandis que les hêtres. debout dans leur force, avec les délicates ramures de leurs branches, noires sur le ciel blanc, n'apercevaient ni n'entendaient les êtres misérables, qui s'agitaient à leur pied. (327.)

Nun häufen sich die grandiosen Szenen, bei deren Schilderung Zola seine Sprachgewalt und Kraft plastischer Darstellung im höchsten Grade zeigt; man braucht sie nur ein einziges Mal zu lesen, damit sie sich der Seele unauslöschlich einprägen. Wie bringt er uns das, was er schildert, so greifbar nahe, als ob es sich im wirklichen Leben vor unseren Augen abspielte! „Wenn der Dichter die Landschaft, oder die Schnapsschenke, oder die Kohlengrube, oder die wogende Arbeitermenge, oder die glühende Sonne eines Julitages, oder den Mondenschimmer in kalter Winternacht schildert, immer lebt das Bild vor unseren Augen, ja, es wächst zu riesenhafter Grösse auf und macht auf uns einen überwältigenden Eindruck.“ (Junker; gekürzt!)

Nun ist das Unheil im Zuge. Am nächsten Morgen zieht eine lawinenartig anwachsende Menge von Grube zu Grube, zwingt die noch arbeitenden Kameraden auszufahren, zerstört das Material, vergreift sich an Menschen, bis schliesslich die Weiber zum tierischen Verbrechen schreiten. Geradezu einen übermenschlichen Eindruck macht die Schilderung des Zuges dieser von Hunger und Hass aufgestachelten, von Sinnen gekommenen Menschenherde über die kalten, öden, winterlichen

Felder. Welche heilige Begeisterung, welcher Opfermut, welcher Glaube an die verheissene Gerechtigkeit und das versprochene Glück — und daneben welche tierische Roheit, welche sinnlose Zerstörungswut, welch unvernünftiges, unmotiviertes, von den Einfällen des einzelnen abhängiges Handeln! Es weckt ein unbeschreibliches Gefühl von Trauer, wenn man diese entfesselte Menschheit an der Grenze ihrer Kraft angelangt sieht, wenn man bedenkt, welche Unsumme von Mut, Opferwilligkeit, Kraft und Grösse hier verloren geht. Ja, die Menschheit im grossen ist ebenso verschwenderisch, ebenso wenig haushälterisch wie der Mensch im einzelnen. Zeigt uns nicht die Geschichte überall die nämliche hauptsächlich auf die Zerstörung gerichtete Kraftvergeudung? Warum wendet man die in der Menschheit schlummernde Riesensumme von Begeisterung, Selbsthingabe und bis zum äussersten angestrengter Kraft nicht auf höhere Ziele?

Als schliesslich die Gendarmen nahen, ist die Menge im Nu zerstoben. Die Wirkung der Ausschreitungen ist natürlich, dass die Gegend mit Militär belegt wird, aber in unbeugsamem Trotze verharren die Bergleute beim Streik, trotzdem ihr Elend ungeheuerliche Ausdehnungen annimmt. Ein Kind der Maheus, die brave, immer für die anderen sorgende Alzire, erliegt schliesslich dem Hunger.

Les mioches rentraient avec la faim, ils voulaient manger, pourquoi ne mangeait-on pas? et ils grognèrent, se traînèrent, finirent par écraser les pieds de leur sœur mourante, qui eut un gémissement. Hors d'elle, la mère les gifla, au hasard des ténèbres. Puis, comme ils criaient plus fort en demandant du pain, elle fondit en larmes, tomba assise sur le carreau, les saisit d'une seule étreinte, eux et la petite infirme; et, longuement, ses pleurs coulèrent, dans une détente nerveuse qui la laissait molle, anéantie, bégayant à vingt reprises la même phrase, appelant la mort: «Mon Dieu, pourquoi ne nous prenez-vous pas? mon Dieu, prenez-nous par pitié, pour en finir!» Le grand-père gardait son immobilité de vieil arbre tordu sous la pluie et le vent, tandis que le père marchait de la cheminée au buffet, sans tourner la tête. (446.)

Um die Arbeiter zum Nachgeben zu zwingen, lässt die Gesellschaft belgische Bergleute kommen, die zunächst die notwendigsten Arbeiten in den schwer beschädigten Gruben vornehmen sollen. Am Morgen ihrer Einfahrt sammelt sich eine immer wachsende Menge vor dem Voreux an, um sie zu verjagen; aber ein Zug Soldaten hält den Eingang besetzt. Vergebens sucht Étienne ihren Hauptmann für die Sache der Streikenden zu gewinnen, vergebens verhöhnt und beschimpft man die Soldaten, vergebens bewirft man sie mit Ziegelsteinen, die Wackeren halten unerschütterlich, fast regungslos stand, getreu dem ihnen erteilten Befehle, von den Waffen nur im äussersten Notfalle Gebrauch zu machen.

Trois fois, le capitaine fut sur le point de commander le feu. Une angoisse l'étranglait, une lutte interminable de quelques secondes heurta en lui des idées, des devoirs, toutes ses croyances d'homme et de soldat. La pluie des briques redoublait, et il ouvrait la bouche, il allait crier: Feu! lorsque les fusils partirent d'eux-mêmes, trois coups d'abord, puis cinq, puis un roulement de peloton, puis un coup tout seul, longtemps après, dans le grand silence.

Ce fut une stupeur. Ils avaient tiré, la foule béante restait immobile, sans le croire encore. Mais des cris déchirants s'élevèrent, tandis que le clairon sonnait la cessation du feu. Et il y eut une panique folle, un galop de bétail mitraillé, une fuite éperdue dans la boue. (487.)

Von dem letzten Schusse mitten ins Herz getroffen, bricht Maheu leblos zusammen.

Das Echo dieser Schüsse hallt in Paris wieder; die Oppositionsblätter, auf die vielen Toten hinweisend, bedrängen die Regierung so sehr, dass sie die Grubengesellschaft, die in der Hauptstadt ihren Sitz hat, auffordert, der Sache ein Ende zu machen. So zeigt denn diese den Arbeitern das grösste Entgegenkommen: man erklärt, alles vergessen zu wollen, wenn sie nur einführen. Étienne, einst so gefeiert, verfällt nun, wo alles schief gegangen ist, der allgemeinen Verachtung. Am frühen

Morgen des Tages, der für die erste Einfahrt in den Voreux festgesetzt ist, hört er, wie Catherine, die jetzt wieder bei ihrer Mutter wohnt, aufsteht und sich zum Ausgehen anschickt.

Un besoin de paix, un invincible besoin d'être heureux l'envahissait; et il se voyait marié, dans une petite maison propre, sans autre ambition que de vivre et de mourir là, tous les deux. Du pain le contenterait; même, s'il n'y en avait que pour un, le morceau serait pour elle. A quoi bon autre chose? est-ce que la vie valait davantage?

Alors, dans un élan de son cœur, il lui dit à l'oreille:

— Attends, je vais avec toi.

Et lui-même s'étonna d'avoir dit cette chose. Il avait juré de ne pas redescendre, d'où venait donc cette décision brusque, sortie de ses lèvres, sans qu'il y eût songé, sans qu'il l'eût discutée un instant? Maintenant, c'était en lui un tel calme, une guérison si complète de ses doutes, qu'il s'entêtait, en homme sauvé par le hasard, et qui avait trouvé enfin l'unique porte à son tourment. Aussi refusa-t-il de l'entendre, lorsqu'elle s'alarma, comprenant qu'il se dévouait pour elle, redoutant les mauvaises paroles dont on l'accueillerait à la fosse. Il se moquait de tout, les affiches promettaient le pardon, et cela suffisait. (516.)

Unterwegs treffen sie Souvarine, der in der voraufgehenden Nacht die Seitenwände des Schachtes derart beschädigt hat, dass die zahlreichen unterirdischen Gewässer ungehindert in die Grube hinabfliessen können. Er wundert sich sehr darüber, dass Étienne seinen Schwur, sich niemals unterwerfen zu wollen, nun doch brechen will.

Il avoua, il retournait à la fosse. Sans doute, il avait juré; seulement, ce n'était pas une existence, d'attendre les bras croisés des choses qui arriveraient dans cent ans peut-être; et, d'ailleurs, des raisons à lui le décidaient.

Souvarine l'avait écouté, frémissant. Il l'empoigna par une épaule, il le rejeta vers le coron.

— Rentre chez toi, je le veux, entends-tu!

Mais, Catherine s'étant approchée, il la reconnut, elle aussi. Étienne protestait, déclarait qu'il ne laissait à personne le soin de juger sa conduite. Et les yeux du machineur allèrent de la jeune fille au camarade; tandis qu'il reculait d'un pas, avec un geste de brusque abandon. Quand il y avait une femme dans le cœur d'un homme, l'homme était fini, il pouvait mourir. Peut-être revit-il, en une vision rapide, là-bas, à Moscou, sa maîtresse pendue, ce dernier lien de sa chair coupé, qui l'avait rendu libre de la vie des autres et de la sienne. Il dit simplement:

— Va.

Gêne, Étienne s'attardait, cherchait une parole de bonne amitié, pour ne pas se séparer ainsi.

— Alors, tu pars toujours?

— Oui.

— Eh bien! donne-moi la main, mon vieux. Bon voyage, et sans rancune.

L'autre lui tendit une main glacée. Ni ami, ni femme.

— Adieu pour tout de bon, cette fois.

— Oui, adieu.

Et Souvarine, immobile dans les ténèbres, suivit du regard Étienne et Catherine, qui entraient au Voreux. (518.)

Die Einfahrt gelingt, doch wundern sich alle über den fürchterlichen Wasserregen, der auf sie herabrinnt, nachdem die beschädigte Stelle überwunden ist. Sobald man die Ursache entdeckt hat, beginnen die Bergleute in möglichster Eile wieder hinaufzufahren; aber eine kleine Anzahl, darunter Catherine und Étienne, kommt zu spät. Der Ingenieur Négrel lässt sich trotz der Lebensgefahr einfahren, besieht die gewaltsam beschädigte Stelle und erkennt, dass ein Verbrechen vorliegt,

begreift aber auch, dass man den unten eingeschlossenen Kameraden auf diesem Wege keine Rettung bringen kann. Nach und nach bricht die ganze Grube zusammen.

Brusquement, comme les ingénieurs s'avançaient avec prudence, une suprême convulsion du sol les mit en fuite. Des détonations souterraines éclataient, toute une artillerie monstrueuse canonnant le gouffre. A la surface, les dernières constructions se culbutaient, s'écrasaient. Et l'on vit alors une effrayante chose, on vit la machine, disloquée sur son massif, les membres écartelés, lutter contre la mort: elle marcha, elle étendit sa bielle, son genou de géante, comme pour se lever; mais elle expirait, broyée, engloutie. Seule, la haute cheminée de trente mètres restait debout, secouée, pareille à un mât dans l'ouragan. On croyait qu'elle allait s'émietter et voler en poudre, lorsque, tout d'un coup, elle s'enfonça d'un bloc, bue par la terre, fondue ainsi qu'un cierge colossal; et rien ne dépassait, pas même la pointe du paratonnerre. C'était fini, la bête mauvaise, accroupie dans ce creux, gorgée de chair humaine, ne soufflait plus de son haleine grosse et longue. Tout entier, le Voreux venait de couler à l'abîme.

Hurlante, la foule se sauva. Des femmes couraient en se cachant les yeux. L'épouvante roula des hommes comme un tas de feuilles sèches. On ne voulait pas crier, et on criait, la gorge enflée, les bras en l'air, devant l'immense trou qui s'était creusé. (534.)

Die Rettungsarbeiten werden von einem alten, verlassenen Schachte aus unternommen. Mit der Aufopferung und dem Heldenmut, den bekanntlich die Bergleute immer an den Tag legen, wenn Kameraden in Gefahr sind, machen sich Arbeiter und Beamte, unter denen sich besonders Négrel hervortut, ans Werk, um von jenem Schachte aus einen Stollen nach der Stelle zu legen, wo man die Verunglückten vermutet. Die Ausdauer der an der Rettung Arbeitenden scheint belohnt zu werden, da die Eingeschlossenen durch Klopfen an die Wände antworten. Leider stösst man auf unvermutete Hindernisse, und zudem wird Zacharie, der wie rasend gearbeitet hat, um seine Schwester zu retten, durch schlagende Wetter getötet. Fünfzehn Tage nach dem Zusammenbruch der Grube ist man endlich ungefähr bis zu der Stelle vorgerückt, wo Catherine und Étienne sich aufhalten. Welch entsetzliches Leben diese mittlerweile geführt haben, lässt sich mit wenigen Worten nicht erzählen; man muss das selbst lesen. Und doch, kann irgend eine Beschreibung greuelvoller sein als die Wirklichkeit dieser furchtbaren Katastrophen, denen der Bergmann im Schosse der Erde ausgesetzt ist?

Endlich kommt für sie der Tag der Erlösung.

D'un élan, elle s'était pendue à lui, elle chercha sa bouche et y colla passionnément la sienne. Les ténèbres s'éclairèrent, elle revit le soleil, elle retrouva un rire calmé d'amoureuse. Ils s'aimèrent dans le désespoir de tout, dans la mort.

Ensuite, il n'y eut plus rien. Étienne était assis par terre, toujours dans le même coin, et il avait Catherine sur les genoux, couchée, immobile. Des heures, des heures s'écoulèrent. Il crut longtemps qu'elle dormait; puis, il la toucha, elle était très froide, elle était morte. Pourtant, il ne remuait pas, de peur de la réveiller. Il s'affaiblissait, il ne lui restait que la force d'un petit geste, un lent mouvement de la main, pour s'assurer qu'elle était bien là, ainsi qu'une enfant endormie, dans sa raideur glacée. Tout s'anéantissait, la nuit elle-même avait sombré, il n'était nulle part, hors de l'espace, hors du temps. Quelque chose tapait bien à côté de sa tête, des coups dont la violence se rapprochait; mais il avait eu d'abord la paresse d'aller répondre, engourdi d'une fatigue immense; et, à présent, il ne savait plus, il rêvait seulement qu'elle marchait devant lui et qu'il entendait le léger claquement de ses sabots. Deux jours se passèrent, elle n'avait pas remué, il la touchait de son geste machinal, rassuré de la sentir si tranquille.

Étienne ressentit une secousse. Des voix grondaient, des roches roulaient jusqu'à ses pieds. Quand il aperçut une lampe, il pleura. Ses yeux clignotants suivaient la lumière, il ne se lassait

pas de la voir, en extase devant ce point rougeâtre qui tachait à peine les ténèbres. Mais des camarades l'emportaient, il les laissa introduire, entre ses dents serrées, des cuillerées de bouillon. Ce fut seulement dans la galerie de Réquillart qu'il reconnut quelqu'un, l'ingénieur Négrel, debout devant lui; et ces deux hommes qui se méprisaient, l'ouvrier révolté, le chef sceptique, se jetèrent au cou l'un de l'autre, sanglotèrent à gros sanglots, dans le bouleversement profond de toute l'humanité qui était en eux. C'était une tristesse immense, la misère des générations, l'excès de douleur où peut tomber la vie.

Au jour, la Maheude, abattue près de Catherine morte, jeta un cri, puis un autre, de grandes plaintes très longues, incessantes. Plusieurs cadavres étaient déjà remontés et alignés par terre. Des femmes, dans la foule, perdaient la raison, déchiraient leurs jupes, s'égratignaient la face. Lorsqu'on le sortit enfin, après l'avoir habitué aux lampes et nourri un peu, Étienne apparut décharné, les cheveux tout blancs; et on s'écartait, on frémissait devant ce vieillard. La Maheude s'arrêta de crier, pour le regarder stupidement, de ses grands yeux fixes. (575.)

Nachdem Étienne sechs Wochen im Krankenhaus zugebracht hat, geht er zur Grube Jean-Bart und nimmt Abschied von der Maheude, die alle Mitglieder ihrer Familie, soweit sie arbeiten können, verloren und sich deshalb wieder selbst zur Grubenarbeit gemeldet hat, um ihre Kleinen zu ernähren. Er plaudert einige Zeit mit ihr, und sie reicht ihm die Hand zum Zeichen, dass sie ihm alles verziehen hat. Dann macht er sich auf den Weg nach Paris.

Dans cette poignée de main dernière, il retrouvait encore celle des camarades, une étreinte longue, muette, qui lui donnait rendez-vous pour le jour où l'on recommencerait. Il comprit parfaitement, elle avait au fond des yeux sa croyance tranquille. A bientôt, et cette fois, ce serait le grand coup. (586.)

Dehors, Étienne suivit un moment la route, absorbé. Toutes sortes d'idées bourdonnaient en lui. Mais il eut une sensation de plein air, de ciel libre, et il respira largement. Le soleil paraissait à l'horizon glorieux, c'était un réveil d'allégresse, dans la campagne entière. Un flot d'or roulait de l'orient à l'occident, sur la plaine immense. Cette chaleur de vie gagnait, s'étendait, en un frisson de jeunesse, où vibraient les soupirs de la terre, le chant des oiseaux, tous les murmures des eaux et des bois. Il faisait bon vivre, le vieux monde voulait vivre un printemps encore.

Et, pénétré de cet espoir, Étienne ralentit sa marche, les yeux perdus à droite et à gauche, dans cette gaieté de la nouvelle saison. Il songeait à lui, il se sentait fort, mûri par sa dure expérience au fond de la mine. Son éducation était finie, il s'en allait armé, en soldat raisonneur de la révolution, ayant déclaré la guerre à la société, telle qu'il la voyait et telle qu'il la condamnait. La joie de rejoindre Pluchart, d'être comme Pluchart un chef écouté, lui soufflait des discours, dont il arrangeait les phrases. Il méditait d'élargir son programme, l'affinement bourgeois qui l'avait haussé au-dessus de sa classe le jetait à une haine plus grande de la bourgeoisie. Ces ouvriers dont l'odeur de misère le gênait maintenant, il éprouvait le besoin de les mettre dans une gloire, il les montrerait comme les seuls grands, les seuls impeccables, comme l'unique noblesse et l'unique force où l'humanité pût se retremper. Déjà il se voyait à la tribune, triomphant avec le peuple, si le peuple ne le dévorait pas. (587.)

Et sous ses pieds, les coups profonds, les coups obstinés des rivelaines continuaient. Les camarades étaient tous là, il les entendait le suivre à chaque enjambée. Maintenant, en plein ciel, le soleil d'avril rayonnait dans sa gloire, échauffant la terre qui enfantait. Du flanc nourricier jaillissait la vie, les bourgeons crevaient en feuilles vertes, les champs tressaillaient de la poussée des herbes. De toutes part, des graines se gonflaient, s'allongeaient, gerçaient la plaine, travaillées d'un besoin de chaleur et de lumière. Un débordement de sève coulait avec des voix chuchotantes, le

bruit des germes s'épandait en un grand baiser. Encore, encore, de plus en plus distinctement, comme s'ils se fussent rapprochés du sol, les camarades tapaient. Aux rayons enflammés de l'astre, par cette matinée de jeunesse, c'était de cette rumeur que la campagne était grosse. Des hommes poussaient, une armée noire, vengeresse, qui germait lentement dans les sillons, grandissant pour les récoltes du siècle futur, et dont la germination allait faire bientôt éclater la terre. (591.)

Der dramatische Aufbau des Buches ist unschwer zu erkennen: das elende Leben der Bergleute, ihre fast vollständige Ergebung darin, die Ankunft Étiennes, welcher den Funken der Auflehnung gegen die Fronarbeit in sich trägt, der sie alle so blind unterworfen sind, die wachsende innere Empörung bei ihm und bei denen, die er für sich gewonnen hat, dann der Streik mit seinen sich immer mehr steigernden Szenen, endlich die furchtbare Katastrophe und zuletzt die ungebrochene Hoffnung auf Gerechtigkeit und Glück für alle. Und was die Tragik betrifft, so kann sich das Buch wohl jedem Trauerspiel kühn an die Seite stellen. Über seine Wirkung auf den Leser werden wir noch später sprechen.

Wie inhaltlich sich in die Werke des grossen Naturalisten die stärksten romantischen Zutaten mischen, so trägt auch seine etwas schwere, unpersönliche, aber immer kräftige Sprache manche Züge der französischen Romantiker, besonders Victor Hugos an sich. Vom einfachen Vergleich bis zum durchgeführten Bilde und selbst bis zum phantastischen Symbol finden sich bei ihm alle Arten der Übertragung natürlicher Erscheinungen in ein dichterisches Gewand. Da bei ihm das Milieu in erster Linie für die Entwicklung der Handlung ausschlaggebend ist, so wendet er besondere Kunst auf, um es zu beleben, ja um selbst die tote Umgebung zu beseelen. So entstehen die schon früher besprochenen Symbole, die mit wenigen, zuweilen fast gleichen Worten immer wiederkehren. In Germinal sind es besonders zwei: das Kapital, der Gott, der unbekannt irgendwo thront, dem alle, Männer wie Weiber, Greise wie Kinder, scheu, ergeben und schweigend ihr Opfer bringen und in tiefer Ehrfurcht dienen, und die Grube selbst, das am Boden kauernde Ungetüm.

— Hein? à qui tout ça? . . . On n'en sait rien. A des gens.

Et, de la main, il désignait dans l'ombre un point vague, un lieu ignoré et reculé, peuplé de ces gens, pour qui les Maheu tapaient à la veine depuis plus d'un siècle. Sa voix avait pris une sorte de peur religieuse, c'était comme s'il eût parlé d'un tabernacle inaccessible, où se cachait le dieu repu et accroupi, auquel ils donnèrent tous leur chair, et qu'ils n'avaient jamais vu. (11.)

Cette fosse, tassée au fond d'un creux, avec ses constructions trapues de briques, dressant sa cheminée comme une corne menaçante, lui semblait avoir un air mauvais de bête goulue, accroupie là pour manger le monde. (4.) Et le Voreux, au fond de son trou, avec son tassement de bête méchante, s'écrasait davantage, respirait d'une haleine plus grosse et plus longue, l'air gêné par sa digestion pénible de chair humaine. (12.)

Symbolisch ist es auch wohl auszulegen, wenn gegen Ende der Erzählung der alte Bonnemort die blühende Cécile erwürgt.

Zola besitzt eine gleich grosse Begabung für die Veranschaulichung äusserer Vorgänge wie für die Schilderung innerer Stimmungen, und wenn er beides verschmilzt und dabei das rechte Mass nicht überschreitet, erzielt er oft eine mächtige Wirkung. Nur wenige Schriftsteller verstehen es so wie er, die Übereinstimmung bezw. Wechselwirkung zwischen der Stimmung der dichterischen Gestalten und der sie umgebenden Natur so kraftvoll darzustellen. Diese Wechselwirkung besteht darin, dass die Natur auf den Menschen einwirkt, in ihm gewisse Gedanken, Empfindungen und Stimmungen erzeugt, während umgekehrt der Mensch je nach seiner Stimmung die Natur mit anderen Augen betrachtet und seine eigene Stimmung in sie hineinlegt. Mit Vorliebe gibt uns Zola eine derartige Kombination zu Anfang und zu Ende eines Buches: so auch in Germinal. Als Étienne ankommt,

von Hunger und Kälte gepeinigt, nicht wissend, was aus ihm werden soll, da ist es eine eisige, finstere Märznacht, in der kahlen Gegend ist nur das Ungeheuer, die Grube Voreux, sichtbar, das Sausen des Windes gleicht dem Jammern hungernder Menschen. Als er wieder fortgeht (vergl. die angeführte Stelle), ist es der frühe Morgen eines sonnigen Apriltages, und die Natur beginnt neu zu erblühen: so sieht er auch im Geiste die Morgenröte und das Keimen einer besseren Zukunft. Eine der wirkungsvollsten Stellen dieser Art ist folgende:

La colère, la faim, ces deux mois de souffrance et cette débandade enragée au travers des fosses, avaient allongé en mâchoires de bêtes fauves les faces placides des houilleurs de Montsou. A ce moment, le soleil se couchait, les derniers rayons, d'un pourpre sombre, ensanglantaient la plaine. Alors, la route sembla charrier du sang, les femmes, les hommes continuaient à galoper, saignants comme des bouchers en pleine tuerie. C'ôtait la vision rouge de la révolution etc. (393.)

Eins vermisst man entschieden bei Zola: jenen feinen Spott und jene wohlwollende Ironie, die sonst gerade den französischen Schriftstellern so geläufig sind, jenen köstlichen Humor, der alle Dissonanzen der Seele löst und bei der Betrachtung menschlicher Schwächen nur Wehmut zurücklässt, den unser Dichter so herzlich an seinem Freunde Daudet bewunderte. Meistens macht er ein bitterernstes Gesicht, nur zuweilen bricht eine Art faunischen Simplizissimus-Humors durch in Gestalt einer gewöhnlich recht wirksamen Satire. Wir geben einige Proben.

— Vous n'avez que ces deux-là? demanda madame Grégoire, pour rompre le silence.

— Oh! madame, j'en ai sept.

M. Grégoire, qui s'était remis à lire son journal, eut un sursant indigné.

— Sept enfants, mais pourquoi? bon Dieu! (101.)

Frau Hennebeau führt einen Pariser Herrn und seine Gemahlin im Arbeiterdorf umher.

— Une Thébaïde! un vrai pays de Cocagne! murmura le monsieur, ravi.

La Maheude s'était précipitée pour offrir des chaises. Ces dames refusèrent. Déjà madame Hennebeau se lassait, heureuse un instant de se distraire à ce rôle de montreur de bêtes, dans l'ennui de son exil, mais tout de suite répugnée par l'odeur fade de misère, malgré la propreté choisie des maisons où elle se risquait. Du reste, elle ne répétait que des bouts de phrase entendus, sans jamais s'inquiéter davantage de ce peuple d'ouvriers besognant et souffrant près d'elle.

— Les beaux enfants! murmura la dame, qui les trouvait affreux, avec leurs têtes trop grosses, embroussaillées de cheveux couleur de paille.

Alzire eut tout le succès. Quelle jolie petite ménagère, avec son torchon! On complimenta la mère d'avoir une petite fille déjà si entendue pour son âge. Et personne ne parlait de la bosse, des regards d'une compassion pleine de malaise revenaient toujours vers le pauvre être infirme.

— Maintenant, conclut madame Hennebeau, si l'on vous interroge sur nos corons, à Paris, vous pourrez répondre . . . Jamais plus de bruit que ça, mœurs patriarcales, tous heureux et bien portants comme vous voyez, un endroit où vous devriez venir vous refaire un peu, à cause du bon air et de la tranquillité.

— C'est merveilleux, merveilleux! cria le monsieur, dans un élan final d'enthousiasme.

Ils sortirent de l'air enchanté dont on sort d'une baraque de phénomènes. (117.)

Nach dem landläufigen Massstab, den man bei der Beurteilung von Romanen anlegt, erscheint die Charakteristik der Zolaschen Gestalten, insbesondere die Darstellung ihres Wollens und dadurch hervorgerufenen Handelns dürftig. Sie erscheinen nur wenig individuell entwickelt; eine Eigenschaft tritt besonders hervor und scheint sie unaufhaltsam auf einer einmal betretenen Bahn weiterzutreiben. Es sind fast durchweg Typen, aber doch höchst wirkliche Menschen, lebenswahrer als die meisten sonstigen Romangestalten. Es ist auf dem Gebiete der Charakteristik genau so wie bei der Dar-

stellung des menschlichen Lebens: durch die meisten Romane werden falsche Vorstellungen vom Menschen und Leben geschaffen, die beide in Wirklichkeit meist so furchtbar einfach sind. Originelle Menschen, scharf ausgeprägte Individuen, wie sie in den meisten Romanen an der Tagesordnung sind, finden sich in Wirklichkeit ebenso selten wie ausserordentliche Schicksale, so selten, dass sie sicher darauf rechnen können, allgemein auf Missverständnis zu stossen. Die meisten Menschen sind eben, unbeschadet ihrer persönlichen, natürlich sehr verschiedenen Eigenschaften, vorwiegend Typen, das Durchschnittsergebnis ihres Milieus, und nur da trifft man besonders häufig ausgeprägte Individuen, wo ein Stand sich aus den verschiedensten anderen rekrutiert hat, wie bei gewissen gebildeten Berufen. Wie soll man von den in Germinal geschilderten, auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Menschen eine scharf entwickelte Eigenart, ein reich entfaltetes Seelenleben erwarten? Aber darum fehlen ihnen nicht die menschlichen Leidenschaften, deren geniale Schilderung (und die findet sich bei Zola) allein schon Poesie ist, die ewige Poesie. Das ist der Naturalismus aller grossen Dichter, die je gelebt haben, dass sie wirkliche Leidenschaften wirklicher Menschen naturwahr darstellen. „Um wieviel mehr wert ist der wirkliche Mensch, verglichen mit irgend einem bloss gewünschten, erträumten, erstunkenen und erlogenen Menschen?“ (Nietzsche, Götzen-Dämmerung, 96.) So treffen wir denn auch bei Zola trotz allem und allem den frohen Glauben an das Leben, weil er das Vertrauen zu dem wirklichen Menschen hat. Connais-donc la vie, aime-la, vis-la telle qu'elle doit être vécue: il n'y pas d'autre sagesse. (Le docteur Pascal, 98.) Dazu kommt dann noch bei ihm eine gewaltige Begabung für die Darstellung des Sinnfälligen, so dass uns seine Gestalten wie Menschen vorkommen, die wir alltäglich über die Strasse gehen sehen. Damit hängt auch seine einzig dastehende Fähigkeit zusammen, uns die Massen in Bewegung vorzuführen, uns gleichsam den Strom des wirklichen Lebens zu zeigen. Er geht in der Schilderung der Menschheit unmittelbar aufs Ganze; er zeigt sie uns in ihrem sozialen Aufbau, ihren treibenden Kräften und ihrem Getriebe, ihren verschiedenen Anschauungen, ihrer verschiedenen Genuss- und Leidensfähigkeit; er stellt den Menschen so dar, wie er tatsächlich ist: vom Augenblick abhängig, immer weiter trottend durch Qual und Vergnügen, Gemütlichkeit und Begeisterung, alles hinnehmend, wie es kommt, gedankenlos im Ertragen des Jochs, gedankenlos im Abschütteln desselben, von einem Wort entzündet und hingerissen, durch ein Wort wieder zur Ruhe gebracht, im Grunde so fürchterlich unverständig und doch anderseits im allgemeinen so gutmütig, so freundlich gegen andere, so dankbar für ein gutes Wort. Er zeigt uns die Menschen nicht als Ausgeburten der dichterischen Phantasie, sondern als echte Kinder der Mutter Erde, die gleichsam den Erdgeruch noch an sich tragen, mit der Scholle, auf der sie gross geworden, eng verwachsen sind und auch durch ihr Äusseres zeigen, dass sie nicht Dichtererschleichnis, sondern Wirklichkeit sind.

In breiten Zügen wird uns das Bergarbeitermilieu vorgeführt, in das Étienne hineingerät. Wir werden mit den materiellen und geistigen Zuständen dieser Leute, ihrer körperlichen Entartung und ihren Begriffen von Liebe, Sittlichkeit und Pflicht, die in ihrer schrecklichen, hässlichen Nacktheit so niederdrückend wirken, ihren Beweggründen zum Guten und zum Bösen umständlich bekannt gemacht, damit wir den Boden verstehen lernen, aus dem die handelnden Menschen und die Handlung selbst erwachsen. Étienne, den Helden des Romans, zeichnen ein unklarer Idealismus, eine gewisse Güte und Zartheit im Umgang aus, die ihm, dem aus einer etwas höheren Schicht hinabgesunkenen Arbeiter, in seiner neuen Umgebung sofort ein Übergewicht verleihen; da er so rührend-dumm, so phantastisch mit seinen unverdauten, der unverstandenen Wissenschaft entlehnten Begriffen, so gutmütig, so nett gegen die Maheude und Catherine ist, so verzeiht man ihm fast seine Schattenseiten, die der Dichter auf erbliche Belastung zurückzuführen versucht. Neben ihm steht im Vordergrunde der Erzählung die Familie Maheu: zunächst die beiden Eltern mit ihrem geraden, gesunden Sinn, der erst verloren geht, als das Elend sich in seiner nacktesten Gestalt auf die Familie stürzt, keine

Idealgestalten à la Dickens oder Victor Hugo, sondern echte Proletarier der untersten Stufe, die uns aber trotz ihrer Fehler oder vielmehr der Fehler ihrer durch das Milieu begründeten Lebensweise eine gewisse Achtung abzwingen, nicht zum mindesten dadurch, dass sie sich selbst achten und auf ihre Standesehre halten; dann der Grossvater, der alte Bonnemort, der Typus des durch ein Leben voll mühseliger Anstrengung zusammengebrochenen Arbeitstieres, der nach fünfzig Jahren Grubenarbeit schliesslich nichts mehr kann als auf seinem Stuhle sitzen und Kohlenstaub spucken, dessen Familie der Grube, so lange sie in Betrieb gewesen, stets treu gedient und eine Reihe Mitglieder in ihr verloren hat, der so mit der Grube verwachsen ist, dass es ihm natürlich erscheint, dass seine Kindeskinder und die fernsten Nachkommen dasselbe Leben führen werden, das er selbst geführt hat; der älteste Sohn Zacharie, der Typus des leichtsinnigen jungen Arbeiters, der nur für sein Vergnügen Interesse hat, in dem aber der Kamerad und Bruder bis zur Aufopferung erwacht, als seine Schwester in Lebensgefahr ist, der zweite Sohn Jeanlin, der Typus gänzlicher sittlicher Entartung, der von früh auf die Spuren des keimenden Verbrechers zeigt, die arme Alzire, der Typus der vollständigen körperlichen Entartung, voll hausmütterlicher Tugenden, aber aus Mangel an Widerstandskraft dem Hunger zum Opfer fallend, endlich die kleinen Kinder, die echten Proletarierkleinen, für welche die ganze Lebensfrage in der Frage gipfelt: Werden wir heute satt zu essen kriegen?

Weitaus die poetischste und sympathischste Erscheinung des Buches ist endlich Catherine. In der Familie Maheu, die ein für dieses Arbeiterdorf stark entwickeltes Ehrgefühl besitzt, welches sich namentlich in ihrer Pflichttreue, Gefälligkeit, Sauberkeit und der Eintracht zwischen Eltern und Kindern zeigt, als älteste Tochter aufgewachsen, hat sie sich ein eigenartiges Pflichtgefühl erworben und ist mutig genug, nach ihren Überzeugungen zu leben und zu handeln. So wahrt sie auch dem Manne, dem sie sich einmal hingegeben hat, die Treue, nicht aus Liebe, nicht aus weltlicher Rücksicht, sondern aus der ihr eigentümlichen Moral heraus, die sie dazu treibt, gegen ihre Neigung für Étienne tapfer anzukämpfen, da sie nicht aus einer Hand in die andere übergehen und ihr trautes geschwisterliches Verhältnis zu dem geliebten Manne nicht stören will. Mit ihrer Mischung von kindlicher Fröhlichkeit und selbstverständlicher Frühreife, mit ihrer kameradschaftlichen Freundlichkeit, ihrer weiblichen Treue, ihrer Anspruchslosigkeit und Tapferkeit, ihrem sonderbaren, aber tiefeingewurzelten Ehrgefühle gewinnt sie das Herz des Lesers zweifelsohne am meisten unter allen Gestalten des Buches, und so kommt es auch, dass uns das elende Schicksal dieses so lieblichen und in gewissem Sinne reinen Mädchens am wehesten tut. Wenn so viel Mut, Fleiss, Geduld, Bescheidenheit, Treue und froher Sinn so verkümmern muss, wenn so ein junges, zur Liebe und zum frohen Lebensgenuss wie geschaffenes Geschöpfchen sein Dasein unter so schwerer Arbeit und brutaler Behandlung verbringen muss und schliesslich an einer Katastrophe so entsetzlich zu Grunde geht, dann überkommt uns ein schmerzliches Erbarmen bei dem Gedanken, dass so etwas tatsächlich möglich ist, und dass es durch Menschenkunst verhindert werden könnte.

Im Gegensatz zu Catherine steht ihr Liebhaber Chaval, die hässlichste Gestalt des Buches, der Typus des rohen, nur an sich selbst denkenden Lumpen, der das Weib nur als Gegenstand des Genusses kennt und es sonst abscheulich misshandelt. Auch eine Reihe anderer Arbeiter und Arbeiterinnen lernen wir genauer kennen. Äusserlich mit dieser Proletarierwelt zusammenhängend und doch ausserhalb derselben stehend, erinnert uns Souvarine trotz des idealistischen Nimbus, den der Dichter um seine Person gewoben hat, bedenklich an den in Schundromanen so beliebten Typus des edlen Verbrechers. Eine Eigenart Zolas, die mit seiner gesamten Weltanschauung in Verbindung steht, ist es, dass er es versteht, auch Tieren eine gewisse Individualität zu geben, so dass man sie in die Liste der Personen aufzunehmen geneigt sein möchte. In unserem Buche sind es die Grubenpferde Bataille und Trompette, die von den Bergleuten als Arbeits- und Leidensgenossen angesehen

werden und uns infolge der eigenartigen Vorführung ihrer Eigenschaften und Schicksale ein originelles Interesse abzugewinnen vermögen.

Die bürgerlich-kapitalistische Welt tritt uns zunächst in Herrn Hennebeau, dem Vertreter der Grubengesellschaft, entgegen, der, selbst nur ein Angestellter, in erster Linie bei allem von der Erwägung ausgehen muss, wie er sich die Gunst seiner Vorgesetzten bewahren könne, der aber trotz seiner glänzenden Stellung infolge seiner unglücklichen Ehe selbst seine Arbeiter um ihr Leben beneidet; ferner in seinem Neffen, dem Ingenieur Négrel, einem Typus, wie er so oft im Leben zu treffen ist, der tüchtig, selbst tapfer in seinem Beruf, aber von lockeren sittlichen Grundsätzen ist; dann in Herrn Deneulin, dem seinen Arbeitern wohlgesinnten Privatbesitzer der Grube Jean-Bart, der durch den Streik ruiniert wird und der grossen Gesellschaft gleichsam die Kosten desselben zahlen muss; endlich in der Familie Grégoire, die durch Erbschaft einen so grossen Anteil an dem Aktienkapital der Grube besitzt, dass sie von den Dividenden in Behaglichkeit leben kann. Diese reiche, satte, gemütliche, sorglose Häuslichkeit, in der ihre Tochter Cécile von allen Bequemlichkeiten umgeben und jeder ernsten Arbeit enthoben heranwächst, steht im grellsten Gegensatze zu dem Elend, dem Hunger, der mühsamen Arbeit, der Verkommenheit und der Verzweiflung der Arbeiter. Aber wie der Dichter Herrn Hennebeau trotz alles äusseren Glanzes innerlich elend sein lässt, so lässt er die Grégoires ihre inniggeliebte, blühende Tochter verlieren, so auf das blinde, aber fast den Anschein der Gerechtigkeit erweckende Walten der Natur hinweisend, vor deren Schlägen keine soziale Rangstufe sichert.

Im allgemeinen sind es keine lieblichen Bilder, die uns Zola in Germinal vorführt. Den Umstand, dass er mit Vorliebe die Schattenseiten des Lebens herauszukehren und darzustellen sucht, hat man namentlich in früheren Zeiten dazu benützt, um ihm Gefühllosigkeit vorzuwerfen, ein Vorwurf, der allerdings immer mehr verstummte, als er in seinen späteren Werken die ganze Überschwenglichkeit seiner Gefühle offenbarte. Es gehört ja zu seinem Naturalismus, dass er mit seiner Person und seinen Empfindungen hinter der objektiven Darstellung zu verschwinden sucht, und so erscheint er oft so gezwungen ruhig, wenn man eine starke Gefühlsäusserung als natürlich erwartet. Aber bei Germinal habe ich immer die Empfindung gehabt, als ob die Gefühle des grossen Schriftstellers mir entgegenträten, ohne dass er ein Wort von sich selbst spricht. Man lese bloss die Stelle, wo Étienne nach der langen Haft in dunkler Erde wieder ans Tageslicht befördert wird, und frage sich: Ist der Mann, der das geschrieben hat, mitleidslos? Nicht der ist mitleidslos, der die Krebsschäden am Körper der menschlichen Gesellschaft unbekümmert um Philistermoral und Philisterempfinden aufdeckt und mit lauter Stimme ihre Heilung fordert, sondern der, welcher von all diesem Schaurigen nichts wissen will, Augen und Ohren und Herz verschliesst, um in seinem Wahne, alles wäre aufs beste in dieser Welt bestellt, ruhig weiter leben zu können und in seinem Gewissen keinen Stachel zu verspüren, der ihn antriebe, an einer Bessergestaltung der sozialen Verhältnisse mitzuarbeiten. Manche tun immer, als ob die unteren Klassen, die doch die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, gar nicht da wären, oder höchstens, als ob sie eine unreine Kaste wären, durch deren Berührung man sich beflecke und für die einzutreten Gottes Willen bekämpfen heisse. Dieser Kastengeist, dessen Vorhandensein so vielfach abgestritten wird, der aber gewöhnlich in denen am stärksten ist, die ihn ableugnen, ist vielleicht der schlimmste Hemmschuh in der Gesundung der sozialen Zustände; die Menschen fühlen sich nicht solidarisch, um von der Liebe ganz zu schweigen, und haben deshalb oft gar keine Empfindung für die Leiden selbst der eigenen Volksgenossen.

Wohl kein Buch ist so geeignet die Menschen aus dieser Gleichgültigkeit aufzurütteln wie Germinal. Kein anderes Buch bietet so unvergleichliche, tiefergreifende Schilderungen des Elends

in den untersten Volksschichten, ihrer zwecklosen Kämpfe und stumpfsinnigen Ergebung in das grausame Schicksal. Diese furchtbare, geniale Darstellung des Elends und der Verzweiflung lässt in dem Leser ein tiefes Staunen, eine eigentümliche innere Erschütterung, einen Schrecken darüber, dass es solche Leiden gibt, und Bewunderung für die grossartige, hinreissende Schreibweise zurück. Sie erfasst unser ganzes Gefühl, erweckt in uns Entsetzen, Mitleid und den leidenschaftlichen Wunsch, helfen zu können, Träume von Menschenliebe und Gerechtigkeit, ein heisses Verlangen, für die Sache der Unglücklichen irgend etwas zu tun, zu leiden, zu kämpfen. Andererseits liegt gerade in der Schilderung der bodenlosen Unwissenheit und Unselbständigkeit dieser Arbeiterbevölkerung, ihres Leichtsinns, ihrer Klatsch- und Händelsucht, ihres Neides untereinander, der so vielfach unter ihr anzutreffenden Roheit, Herzlosigkeit und niedrigen Instinkte eine Schranke gegen allzu grosse Parteinahme für sie und lässt uns einsehen, dass eine Diktatur des Proletariats, wenn sie überhaupt denkbar ist, nie und nimmer kommen darf.

Auch in anderer Beziehung kann Germinal auf die Jugend, sobald sie reif ist, dergleichen ohne Schaden zu lesen, einen nützlichen Einfluss ausüben. Die meisten anderen Werke der Literatur lassen einen zu viel mit sich selbst, mit seinem eigenen Herzen und Schicksale beschäftigen und rufen falsche Vorstellungen vom Leben hervor, von dem man Wunderdinge, besonders das berühmte „Glück“ erwartet. In den meisten Büchern wird die Sache so dargestellt, als ob diese Hoffnungen berechtigt wären, wo sie doch meistens nur zu Enttäuschungen führen und so der Jugend einen Stachel quälender Sehnsucht geben, den überwunden zu haben wohl einer der grössten Vorzüge des Mannesalters ist. Ich habe mehrfache Beispiele gehört und auch an mir selbst erfahren, dass gerade Germinal der Jugend in gewissen Jahren einen Schutz gegen diese Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, ein Gegengewicht gegen phantastische, unbefriedigte Träumereien bietet; es lenkt die Gedanken vom eigenen Ich ab, lässt uns innerlich mit anderen Dingen uns beschäftigen, zeigt uns, wie gut wir es in der Welt haben, wenn wir unsere Lage mit der anderer Menschen vergleichen, wie unberechtigt unsere Unzufriedenheit ist und wie kläglich dieses Aufgehen in den eigenen Schmerzen ist, während man gegen fremde, weit grössere Leiden so gleichgültig bleibt.

Unter allen Dingen, die mir auffielen, als ich ins Leben trat und mein Blick über das von Kirche, Schule und Haus mir mitgegebene Wissen hinausschweifte, ist mir vielleicht am meisten aufgefallen, dass den Menschen in kleinen Dingen ein grosses Gewissen anerzogen wird, während in grossen Dingen das Gewissen nur schwach oder gar nicht geweckt wird. Gewiss wird man mit Recht dazu angeleitet, beim Handeln auch in Kleinigkeiten alles so genau als möglich zu nehmen, ebenso wie der Schulunterricht uns angeleitet hat, alle unsere Arbeiten so gut als möglich zu machen; aber wie auf letzterem Gebiet leicht über der Pedanterie der Blick für die höheren Ziele verloren geht, so wird es auch bei allem Moralisieren der erziehenden Mächte leicht versäumt, den Menschen auf seine höheren sozialen Pflichten aufmerksam zu machen, die doch auch im Gebote der Nächstenliebe enthalten sind und die das fortschreitende soziale Wissen immer mehr als die Quintessenz der höchsten aller praktischen Tugenden erkennen lässt, die da heisst Gerechtigkeit.

Ein neues Wissen, ein neues Gewissen: das ist die Lehre, die uns die grossen modernen Schriftsteller wie Tolstoi und Zola mit tausend Zungen verkünden. Sie begnügen sich nicht damit, mit ihrem ausserordentlichen Scharfblick das menschliche Handeln darzustellen, seine wahren Quellen aufzudecken und auf seine wahren Folgen hinzuweisen, sondern sie bemühen sich gleichzeitig, eine zweite, ebenso wichtige Aufgabe zu lösen, nämlich die, das Mitempfinden für fremdes Wohl und Wehe und dadurch das Verantwortlichkeitsgefühl des Menschen immer mehr zu steigern. Denn das allumfassendste Wissen von den Folgen einer selbstsüchtigen Handlung kann nicht abhalten, diese doch zu begehen, wenn nicht das Mitleid mit dem, der durch diese Handlung getroffen wird, hin-

zukommt. Und mit dem Mitempfinden ist es so herzlich schlecht in der Welt bestellt. Was man allenthalten um sich herum zu sehen gewöhnt ist, darin findet man nichts; aber wenn man nur einmal die Welt mit ungetrübten Augen sehen könnte, dann würde man durch kein Gesetz und keine öffentliche Missachtung bestrafte himmelschreiende Dinge entdecken, die einem das Herz im tiefsten Grunde aufwühlen würden, das jetzt so kalt und unberührt bleibt. Dass diese himmelschreienden Ungerechtigkeiten sich in erster Linie gegen die Schwachen richten, liegt in der menschlichen Natur, man könnte auch sagen in der Natur überhaupt begründet; aber darum ist es nicht minder gemein und abscheulich. Was ist schliesslich Moral anders als das Korrektiv der natürlichen menschlichen Handlungsweise? Sittlichkeitslehren werden nun von allen Seiten geboten; aber wenn man genauer zusieht, dann entdeckt man, dass da immer einer für sich etwas will: „man merkt die Absicht, und man wird verstimmt“. Die allereinfachste und natürlichste Moral ist die, welche sich an die erkannte Wirklichkeit anschliesst, diese aus dem Gebiet des Erkennens in das des Gefühls überträgt: man könnte sie Wirklichkeits- oder Verantwortlichkeitsmoral nennen. Jede andere Sittlichkeitslehre ist Ideenmoral und je nach dem Ideenkreise, woher sie stammt, grundverschieden. Das neue Gewissen baut sich auf der erkannten Wirklichkeit auf und ist folglich sowohl in der Gesamtheit wie im Individuum von dem Umfang des errungenen Wissens abhängig, woraus sich der ungeheure Wert der Wirklichkeitsbeschreibung ergibt. Tue nichts, so lehrt es, was du in seinen wirklichen, nicht eingebildeten Folgen (die ersteren übersieht man gerne und operiert hauptsächlich mit den letzteren) nicht verantworten, d. h. nicht wieder gut machen kannst. Am wundesten sieht es auf dem Gebiet der sozialen Moral aus, wo der Grundsatz zu herrschen scheint, dass das Wohl und Wehe der Massen gleichgültig sei im Verhältnis zu dem Wohlergehen der höheren Stände, das man dann gern mit der Wohlfahrt der Nation identifiziert. Eine Moral, die den ernsten Willen hat, auch nur das krasse Elend aus der Welt zu schaffen, fehlt noch oder wird wenigstens durch die erziehenden Mächte nicht gelehrt. Auf sozialem Gebiete kann nur das neue Wissen und das neue Gewissen helfen, und wie auf allen Gebieten, so sollten auch auf diesem die Gebildeten, die führenden Geister der Menschheit, vorangehen. Aber wie viele von denen, die sich gebildet nennen, durchschauen überhaupt die soziale Struktur der zivilisierten Menschheit! Auf welche albernen Märchen stösst man selbst bei ihnen, wenn auf solche Dinge die Rede kommt! Sich das nötige Wissen durch gründliche volkswirtschaftliche Studien zu verschaffen, sollte als Pflicht für jeden gelten, der in eine leitende Stellung irgend welcher Art treten will. Um aber das Wissen durch das Mitempfinden mit allen Volksgenossen zum Gewissen zu gestalten, dazu gibt es wohl kaum ein besseres jedermann zugängliches Mittel als das Lesen solcher Bücher wie Germinal. Der einzelne Mensch gleicht einer Pflanze; was er im Keime ist, das wird aus ihm in allmählichem Wachstum werden; aber dieses hängt von dem Milieu ab, in dem er aufwächst, und das mit dem Boden verglichen werden kann, in dem eine Pflanze gedeiht bezw. verkümmert; die Ideen und Empfindungen mitteilende Erziehung und Lektüre endlich gleicht der das Wachstum und die Entwicklung der Pflanze künstlich beeinflussenden Behandlung des Gärtners oder Landmanns. Dass die durch die grossen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts verbreiteten Anschauungen schon reichliche Frucht getragen haben, das beweist die zunehmende Änderung in der Auffassung sozialer Pflichten, das beweist auch der gewaltige Fortschritt, der gerade in unserem Vaterlande auf sozialem Gebiete schon erzielt ist. Vieles bleibt aber noch zu tun, was dringend der Lösung bedarf. Oft schon hat Deutschland gezeigt, dass es von einem der ersten Völker der Erde bewohnt wird, indem es an die Erfüllung gewaltiger Kulturaufgaben herantrat und durch seine geistige Überlegenheit andere Länder zur Nachfolge zwang. Kann es eine höhere Kulturmission erfüllen, als indem es in der möglichst weitgehenden Lösung der sozialen Frage an der Spitze marschiert?

Und so wollen wir mit den schönen Schlussworten eines der schönsten deutschen Bücher, des „Münchhausen“ von Immermann, schliessen:

„Unsere Zeit ist gross, der Wunder voll, fruchtbar und guter Hoffnung. Aber irr und wirr taumelt sie noch oft hin und her, weiss die Stege nicht und plaudert wie im Traum. Das rührt daher, weil das Herz der Menschheit noch nicht wieder recht anfgewacht ist. Denn nicht abhanden kam der Menschheit das Herz, es ward nur müde und schlief etwas ein. Im Herzen müssen sich die Menschen erst wieder fühlen lernen, um den neuen Weg zu erkennen, den die Geschlechter der Erde wandeln sollen, denn vom Herzen ist alles Grösste auf Erden ausgeschritten. Moses sah an das Elend seines Volkes und führete es hinweg; Christus wollte sein göttliches Licht nicht für sich behalten, sondern in überströmender Liebe gab er es seinen Brüdern . . . .

Unsere Zeit ist ein Columbus. Sie sieht wie der Genueser mit den Blicken des Geistes das ferne Land hinter der Wüste des Ozeans. Desselben gleichen erlebt sie die Geschicke des Columbus. Auch ihr laufen die Kinder nach, halten sie für wahnwitzig und zeigen an den Kopf. Auch sie steht vor manchem Rate von Salamanca und soll sich aus Kirchenvätern widerlegen lassen. — Sie hat die Anker gelichtet und steuert und steuert.

Aber der Genueser hatte die Boussole an Bord, und nach der richtete er sein Schiff und liess sich nicht irre machen, als die Nadel unter entlegenen Graden abzuweichen begann. Die Nadel zeigte ihm den Pfad.

In das Schiff der Zeit muss die Boussole getan werden, das Herz. Und keine Abweichung muss den Seefahrer irren, wenn die Reise immer weiter und weiter vordringt. Dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe: Land! gerufen werden, und die Insel San Salvador wird nächsten Morgen entdeckt daliegen, mild, üppig, mit grossen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem krystallklaren Meere. — Und es kann sein, dass auch die Zeit nach Ophir und nach des Tartarchanes Gebiete entsteuert zu sein wähnt und in diesem Wahne, ein erhaben phantasierender Columbus, abstirbt, und dass erst spätere Jahre erfahren, Amerika sei an jenem Morgen entdeckt worden.“

Lit. hist. V. Qu. in 100-2u 5

XXXIV.

Jahresbericht

über das

Städtische Gymnasium

zu

KATTOWITZ

Ostern 1905.

Inhalt:

Schulnachrichten.

Vom Direktor Professor **Dr. Georg Hoffmann.**

Gesondert wird ausgegeben:

Das Verzeichnis der Gymnasialbücherei. Teil I.

Von demselben.

folgt

KÖNIGLICHE UND UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BRESLAU

1905. Progr. Nr. 229.

KATTOWITZ.

Gebrüder Böhm, Buch- und Kunstdruckerei.

1905.